Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 24 — Gotha, 14. Dezember 1929 — 43. Jahrgang

Inhalt: Christnacht, Christtag [Sp. 1185] — Der Spinozist. Eine Weihnachtsgeschichte [Sp. 1187] — Vom Ursprung zur Vollendung (Diederichs-Liebmann) [Sp. 1196] — Friedrich Hermann Hörter [Sp. 1205] — Arno Holz [Sp. 1206] — Knut Hamsun und wir [Sp. 1209] — Hases Leben Jesu — hundert Jahre [Sp. 1214] — Frate Lino von Parma [Sp. 1216] — Bücher und Schriften: Wunderbare Welt (Reeg); Philosophie und Christentum bei Kierkegaard (Diem); Goethe und Christentum (Fliedner); Leidenschaft und Klarheit (Vincent); Frauen der Romantik (Susmann); Jugenderinnerungen (Paul Ernst); Hans Thoma (Beringer); Kunstblätter von Steinhausen, Thoma u. A. [Sp. 1219]. Kirchengeschichte Hamburgs (Schöffel); Die Stadt der Barmherzigkeit (Katterfeld); Die Seele des Gefangenen (Berggrav); Berlin Alexanderplatz (Döblin); Maskerade (Ammers-Küller) [Sp. 1222]. Heilige Nacht (Bertsch); Trutz Tod! (Walter); Immer nach Hause (Hesselbacher); Jugend im Schatten (Oehler-Heimerdinger); Sonnenschein (v Meinhardt); Unter dem wechselnden Mond, Herbststerne, Es schneiet Rosen (Maunier-Wroblewska); Das fünfte Rad (Model); Gretiir der Wolfsgenoß (Weber); Jürgen Wullenweber (Lobsien); Das Lagerkind (Niese) [Sp. 1224]. Luthers Katechismus (Schäfer); Gedenkbuch (Stage); Tatchristentum; Weihnachtspräludium (Jaeger); Frei (Merian); Leffing (Weichelt); Goethe (Bielschowsky-Linden); Friedrich III. (Meisner); Gladstone (Craemer); Bach (Terry); Das Werden des deutschen Volkes, Eintritt des Christentums in die Welt (Classen); Die deutsche Mark; Alle Jahre wieder (Renate Drude); Liebe alte Weihnachtslieder (Streckewald-Eohardt); Vom Grund bis zu den Gipfeln (Hennemann) [Sp. 1226] — Landestagung der norwegischen Pfarrervereine [Sp. 1227] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Nordisches Luthertum. 1. Schweden [Sp. 1228] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1231] — Verschiedenes [Sp. 1232] — Anzeigen

Christnacht — Christtag

Aus Zion bricht an der schöne Glanz Gottes. Pf. 50, 2
Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen. Röm. 13, 12

„Christnacht" hieß es in meiner Heimat und Kindheit. Der ganze Zauber des Festes lag darin: Christvesper oder Christmette, Christbescherung und Christbaum. „Weihnacht" sagte niemand. „Weihnachten" hießen die drei Feiertage; auch sprach man wohl vom ersten „Christtag" und zweiten „Christtag"; der dritte war einfach „der dritte Feiertag".

Christnacht! Es bleibt etwas Seltsames, daß eine Nacht das Heil bringt. Ist doch Nacht die Zeit der Finsternis und des Grauens. Licht dagegen Leben und Güte. Aber nun hier Nacht wider Nacht. Eine sterndurchleuchtete wider die finstere Nacht. Nacht als Schoß des Morgens, neuen Lebens, ewigen Tages. „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen." „Dies ist die Nacht, da mir erschienen des großen Gottes Freundlichkeit. Das Kind, dem alle Engel dienen, bringt Licht in meine Dunkelheit!"

Der eben zitierte Paulusspruch, wie wir ihn obenübergeschrieben haben, klingt so aus der alten Epistel des ersten Advents zu uns herüber. In den neuen Bibeln lautet er: „Der Tag ist vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen." Das mag wörtlicher sein, aber der Rhythmus, die Kraft der Lutherrede hat unter der Änderung gelitten. Und ist der Sinn denn nun wirklich ein andrer geworden?

Kein Kultus der heiligen Nacht bei den ersten Jüngern Jesu. Sie wußten, daß es nicht Schlafens Zeit war, wandelten „als am Tage". Denn „das wahre Licht scheinet jetzt". 1. Joh. 2, 8. Christnacht — Christtag.

Um uns her ist freilich viel Nacht. Nicht Sternennacht — finstre Nacht! Man sieht die Hand nicht vor den Augen; was Wunder, daß Viele den Weg verloren haben und richtungslos umherirren.

Aber all das, was uns von außen her drückt, sollte das dem innern Licht wehren? Im Gegenteil, je dunkler es draußen in der Welt, desto heller müßte der Stern von Bethlehem in unsern Herzen leuchten. Ja es müßte in uns von Nacht gar nichts mehr sein, sondern lauter heller Tag. „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen."

Wenn das Licht in die Finsternis fällt, gibt es große Kontraste. Niemals drohen Wolken schwärzer, als bei gewissem Stande der Sonne. Unsre Zeit besteht schlecht, wenn Christus hineinleuchtet. Unglaubliche Fortschritte der Kultur, Entdeckungen, Erfindungen, wie sie so massenhaft, so schlechthin mitreißend zu keiner Zeit der Menschengeschichte dagewesen sind. Ein ungeheures, die Tiefen der Seele aufwühlendes Erstaunen, eine unsagbare Dankbarkeit müßte die Gemüter erfüllen, dazu eine fromme Freudigkeit, im Besitz dieser Kräfte das Dunkle des Daseins besser zu meistern als bisher. Nichts davon — in der Christenheit. Höchstens eine Verlegenheit: was fangen wir damit an? Ein Unsicherwerden. Ein Hinterdreinlaufen. Eine Zerfahrenheit. Eine Nervosität. Kein sicheres Tritte-tun „als am Tage". Kein Christtag!

Wir haben ja manches gelernt. Die Verantwortung endlich begriffen für den Nächsten, fürs große Ganze. Sind „sozial" geworden. Aber wenn es uns damit Ernst wird und wir in die Tiefen schauen, der Sünde und der Not — schlagen dann nicht die Wogen über uns zusammen: „Herr, hilf uns, wir versinken"??

Er hilft uns schon! Er kommt. Aber da bleibt es aller sozialer Gesinnung zum Trotz doch bei etwas ganz Individuellem. Wie das Wesen einer deutschen Christbescherung darin beruht, daß sie individuell ist, So lange wir im Allgemeinen verweilen, bei Äpfeln und Nüssen, bei Waren, die Jedes brauchen kann (Massenbescherung nicht nur unter Vielen, auch unter Zweien!), ists noch nicht nach des Christkinds Sinn. Christkind kommt ganz individuell. Christkind muß in jedem Herzen neu geboren werden. In jedem anders. Es wendet sich ganz an unser inneres Sein. Will dich und mich. Nicht die Welt. Sondern die Welt durch dich und mich.

Und darum ist die Feier von Christnacht und Christtag ganz unabhängig von der Welt. Mag es draußen noch so toll zugehn („Die ganze Welt liegt im Argen". 1. Joh. 5, 19) — wenn du nur die ewigen Liebesarme spürst. Sie greifen nach dir, halten dich, halte du dich an ihnen fest. Je unruhiger die Zeit, in der du lebst, um so dankbarer ruhe in Gott! Aber mit der Ruhe, welche die Ruhe Gottes ist. Er ruhete am siebenten Tage (denn „es war alles sehr gut") — und schafft und schafft! Wirket bisher: wirke du auch. Das Kindlein, das da zur Welt geboren wird, unser Christus — und nun wir Einer des Andern Christus! Nun in Kraft der erfahrenen Gottesliebe — Hand ans Werk, die societas, die Gemeinschaft der Gotteskinder aufzurichten. Anfangend bei den Allernächsten,

dann zu den Nächsten, Näheren, Nahen — und Fernen, die jederzeit uns Nächste werden können.

Und habe Geduld. Gott hat auch Geduld.

Aber nicht die Geduld der schlaflosen Nacht, die kein Ende nimmt. Sondern des hellen Tages, da man arbeiten darf. „Arbeiten und nicht verzweifeln!"

Wer von der Christnacht zum Christtag durchgedrungen ist, der kann nicht verzweifeln. R

Der Spinozist

Eine Weihnachtsgeschichte

In der engen Gasse, die vom Römerplatz in Frankfurt a. M. nach dem Dom zu führt, und die so schmal ist, daß die Leute in den obersten Stockwerken mit den Nachbarn gegenüber Händedrucke tauschen könnten, war am 1. Dezember 1892 der Hilfssekretär Walter Bernauer in ein Zimmer der Frau Anastasia Spindel im dritten Stock eingezogen. Als der junge, blasse Mann mit den großen, dunkeln Augen, auf seine Krücke gelehnt, und noch atemlos vom Treppensteigen, vor der runden Witwe stand, setzte sie mitleidigen Herzens im Stillen ohne Weiteres den Preis des Zimmers um fünf Mark herunter; denn wenn dieser junge Mann nicht knapp dran wäre, würde er mit seinem Beinschaden sicher nicht nach einer so hochgelegenen Wohnung ausschauen. Zudem hatte er einen Ausdruck in seinem jungen, ernsten Gesichte, der ihr Vertrauen und Mitleid weckte. Alles, was sie mit einem Blick an ihm erfassen konnte, appellierte schweigend an ihre Mütterlichkeit, und so führte sie ihn freundlich in das kleine, altmodisch ausgestattete Stübchen, aus dem man hinunter in die Gasse, aber besser noch in die gegenüberliegenden Wohnungen sehen konnte, wenn die Gardinen den Blick nicht aufhielten.

Bald prasselte in dem kleinen, eisernen Ofen ein lustiges Holzfeuer, und eine Stunde später wußte Frau Anastasia von dem neuen Mieter, was da überhaupt herauszuholen war. Er stand nach dem frühen Tode der Eltern ganz allein, hatte das Gymnasium mit Hilfe von Schulstipendien bis zur Prima besucht, war dann aber durch eine Hüftgelenkentzündung, die nicht erkannt worden war, zu jahrelangem Bettliegen verurteilt worden und von einem Krankenhause zum anderen verschoben, bis ein alter, jüdischer Privatgelehrter, den er in einer Klinik in Magdeburg kennen gelernt hatte, sich seiner angenommen und ihn privatim in Mathematik und alten Sprachen unterrichtet hatte. Als er das Cello seines Schützlings entdeckte, hatte er mit seinen spärlichen Mitteln auch noch für weitere musikalische Ausbildung gesorgt, und nur seiner warmen Fürsprache verdankte es jetzt der körperlich schwer Behinderte und durch seinen Mangel an vollgewichtigen Zeugnissen von allen öffentlichen Bewerbungen Ausgeschlossene, daß ihm eine bescheidene Bürostelle in einer Versicherungsanstalt übertragen worden war. Der freundliche, alte Herr hatte diese Sache eben noch zum befriedigenden Abschluß bringen können, dann war er — gerade vor vier Wochen — einem Hirnschlag plötzlich erlegen. Aus seiner Bücherei, die er der Stadtbibliothek vermachte, hatte er seinem Schützling vorweg alles überwiesen, was Baruch Spinoza betraf. Denn so sehr er sich sonst hütete, in die Gedankenwelt seines jungen Freundes einzugreifen, — seine Liebe zu dem reinen, selbstlosen Denker hatte er ihm nicht verschweigen können, und willig hatte sich Walter Bernauer von dem gütigen, alten Gelehrten in die stille Klarheit des weltabgewandten Philosophen und in die Begeisterung für ihn einführen lassen. Um so lieber, als seine bisherige „christliche" Umgebung nicht imstande gewesen war, ihm die kirchliche Überlieferung, in der er aufgewachsen war, irgendwie als den Weg zu befreiender Wirklichkeit zu zeigen. An den Blumen, die man ihm immer wieder in die Hand gedrückt hatte, fehlte überall die Wurzel, und so hatte er sie still, aber ohne innere Bewegung in sein Herbarium gelegt.

*

Als er am 2. Dezember in der frühen Dämmerung zum ersten Male aus seinem neuen Dienste nach Hause kam, fegte ein naßkalter Wind stoßweise durch die Gassen, und Bernauer hatte es schwer, mit seiner Krücke dagegen anzukommen. Da flog ihm, als er gerade die Straße überquerte, um in seine Haustüre zu flüchten, etwas Papierenes, Weißes vor die Füße. Er bückte sich und sah, daß es ein frankierter, aber noch unverschlossener, freilich über und über beschmutzter Brief war. Aber die Adresse des Absenders konnte er im trüben Laternenlichte doch erkennen, und die wies auf das Haus gerade gegenüber seiner Wohnung. Er blickte hinauf und sah, wie aus einem offenen Fenster im dritten Stock der Zugwind heftig an einer weißen Gardine zerrte, die weit in die enge Gasse hinein wie ein loses Segel flatterte. Da war es ihm klar, daß der stürmische Kobold den Brief vom Fensterbrett auf die Straße geweht haben mußte, und ebenso klar, daß er sofort den Flüchtling wieder hinauf zu bringen habe.

Als er schwer atmend im dritten Stock landete, wartete er erst einen Augenblick, ehe er an der Klingel zog. Beim matten Schein einer kleinen Öllampe las er auf einem blanken Messingschilde: Auguste Raumer geb. Bannwarth. Das war also die Absenderin. Hinter der Glastüre hörte er aufgeregte Stimmen. Es war nicht schwer zu erraten, daß man nach dem spurlos verschwundenen Briefe suchte. Auf sein Klingelzeichen tat sich die Türe auf, und er sah in zwei gespannte Frauengesichter, ein junges und ein altes, die sofort hell aufleuchteten, als er ihnen den Ausreißer entgegenhielt, mit der schon überflüssig gewordenen Frage: „Entschuldigen Sie, ist das Ihr Brief?" — „Gott sei Dank!" kam es aufatmend wie aus einem Munde, und an ein schleuniges Wiederabwärtssteigen war für den rettenden Engel gar nicht zu denken. „Sie werden doch nicht ...!" sagte das ältere Fräulein, als es seine Absicht merkte. „Nein, Frau Doktor muß Ihnen erst selber danken! Bitte, kommen Sie doch herein!"

Halb zog sie ihn, halb schob die Junge, und ehe er sichs versah, stand er in einem großen, niedrigen Zimmer, in dessen Mitte ein runder gedeckter Tisch unter einer freundlich leuchtenden Hängelampe auf das Nachtessen wartete. Aus der Dämmerung des Hintergrundes hob sich allmählich ein großes Himmelbett mit dunkelgrünen Vorhängen, und daraus leuchtete eine große, weiße Haube, die ein schmales, altes Frauengesicht umrahmte.

„Julchen, noch einen Teller mit Tasse!" sagte beim Eintreten das Fräulein kurz. „Nicht wahr, Sie machen uns doch die Freude, mit uns zu Nacht zu essen, denn Sie haben sicher noch nicht gespeist!" Dabei hatte sie sich schon des Hutes und Mantels bemächtigt und beides draußen am Kleiderständer untergebracht. Man merkte, daß hier ein energischer Wille waltete.

Während sie hin und her ging, pfiff sie irgendein Stückchen Melodie, oder summte ein paar Takte eines Liedes, aber was es sein sollte, blieb immer im Ungewissen. Es war Ausdruck ihres Innenlebens, und sie ließ sich das Recht dazu nicht nehmen. „Es ist mir ein Bedürfnis und ich bin 66!" sagte sie kurz einer Base, die sie schonend unter vier Augen auf das Bedenkliche dieser musikalischen Expektorationen hinwies.

Jetzt kam sie zu Bernauer. „Ich bin eine Nichte von Frau Doktor: Henriette Hänfling", sagte sie. „Aber nehmen Sie erst mal hier in der Ecke Platz. So! Frau Doktor ist gelähmt und blind. Sie hört auch etwas schwer. Ich muß ihr nun erst mal sagen, was los ist. Ihr werter Name?" „Walter Bernauer" — „Danke!" Sie ging mit raschen Schritten zum Himmelbett hinüber. Schon kam aus der dunkeln Ecke her eine tiefe, fast männliche

Stimme. „Jettchen, wer ist denn da?“ Und nun hörte er, wie Fräulein Hänfling über ihn und den Brief berichtete. „Bravo! — ein lieber Kerl!“ sagte die alte Dame mit rauhem Ton. Man merkte, wie Jettchen sich bemühte, diese Äußerungen zu dämpfen. „Das hört er nicht!“ sagte Frau Doktor laut. „Wo ist er denn? Ich möchte ihm danken!“

Walter Bernauer war schon aufgestanden, und kam gleich aus seiner Ecke an das Himmelbett. Er beugte sich über die alte Dame, und legte seine Hand zur Begrüßung auf ihre regungslose Rechte. „Sehr freundlich von Ihnen!“ sagte Frau Raumer. „Sie heißen Bernauer? Sind Sie Jude?“ — „Nein, Frau Doktor.“ — „Schade!“ — „Schade?“ sagte Bernauer und lachte. „Ja sehen Sie“, sagte die alte Dame, „ich habe dies Volk so gern. Also Christ?“ fuhr sie fort. „N—n—nein“ sagte Bernauer zögernd. Das eigentlich auch nicht.“ — „So, was denn?“ — „Nun wenn es etwas Bestimmtes sein soll, Spinozist.“ — „Ah, sehen Sie mal; aber was machen Sie denn in dem Spinngewebe, da ist ja gar kein Platz für Sie?“

Bernauer sah erstaunt auf das Gesicht der Greisin. Er hatte sich mit der Bezeichnung Spinozist möglichst schnell weiteren Fragen entziehen wollen, und merkte nun, daß für die alte Frau der Name seines geliebten Philosophen kein leerer Schall war. Aber Spinngewebe — Platz? „Wie meinen Sie das?“ fragte er. „Oh“, sagte sie, „Baruch Spinoza war ein wundervoller Mensch, und ich habe mit meinem seligen Mann herrliche Stunden über seinen Schriften verlebt. Aber eines Tages sah mich mein Mann an. ‚Hör mal, Schatz, da ist zwar alles more geometrico prächtig geordnet. Aber für dich ist kein Platz da!‘ ‚Und für dich auch nicht!‘, sagte ich. ‚Das einzelne Ich hat in dem ganzen, feingesponnenen System keine Stätte!‘ „Und darum sagte ich“, setzte sie lächelnd hinzu, „daß in dem Spinnengewebe auch für Sie kein Platz sei! Das fuhr mir nur bei der Erinnerung so heraus.“

In dem Augenblick legte Jettchen ihr die Hand auf die Schulter und sagte: „Der Kakao ist da!“ — „Ach, der dumme Kakao!“ sagte die alte Dame lachend. „Na, dann gehen Sie nur, sonst brummt Jettchen. Aber Sie kommen nochmal zu mir, nicht wahr?“

*

Es war für drei Personen gedeckt. Fräulein Hänfling fing Bernauers fragenden Blick auf und sagte: „Es kommt noch ein Vetter von Frau Doktor. Aber wir warten nicht auf ihn. Wenn er die eine Straßenbahn verpaßt hat, kann es eine halbe Stunde dauern, bis er kommt.

Neben einem großen, braunen Kruge mit duftendem Kakao stand nur eine Schüssel mit gerösteten Kastanien, ein großes Stück Landbrot und eine Butterdose. Alles war nett und sauber, aber von größter Einfachheit. Jettchen schenkte ein, machte eine einladende Handbewegung über den Tisch, und sagte kurz: „Bitte — alles zum Essen!“ Dann langte sie selber kräftig zu, und Bernauer folgte willig ihrem Beispiel. Es kam ein stilles Behagen über ihn. Aber er freute sich darauf, das alles, was da mit einem Male in sein einsames Leben eingetreten war, in der Stille des eigenen Stübchens zu überdenken.

Da schellte es, und der Vetter kam. Herr Eduard Lattmann kam mit freundlichem Abendgruß herein, ein großer, breitschultriger Mann, mit grauem Vollbart und gutmütigem Ausdruck in dem rötlichen Gesicht. Nur Eines wirkte im ersten Augenblicke beunruhigend. Man wußte nicht, welches von den beiden freundlichen, grauen Augen nun eigentlich schielte. Seine große, warme Hand drückte Bernauers schmale Rechte, aber schon kam aus dem Hintergrund die rauhe Stimme der Greisin. „Nun, Eduard, hast du was gefangen?“ — „Jawohl, liebe Tante Guste, ja, ja, ja!“ Und er ging zum Himmelbett, setzte sich auf den Bettrand, und streichelte die Hand der Greisin.

„Du bist ja heiser“, sagte sie, „wohl von dem feuchten Winde! Aber nun sag mal, was du hast!“ Jettchen erklärte über den Tisch herüber: „Er muß immer was Erfreuliches erzählen, am liebsten Kindergeschichten. Vetter Lattmann kommt als lediger Onkel in viele Familien, und er geht immer zu den kinderreichen, um immer wieder Neues von diesen Originalen aufzufangen. Er hat ein Notizbuch bei sich und schreibt schnell an Ort und Stelle auf, was er erwischt hat, denn einfach behalten kann man so etwas nicht. Sehen Sie, er hat schon das Büchle herausgezogen! Aber da muß etwas gefallen sein!“ Sie ging zum Bett hinüber und kam leise pfeifend und lachend zurück. „Es sind ein paar große klebrige Bonbons! Er hat immer die Taschen voll süßer Sachen für die Kinder, und da sind ihm ein paar Bonbons an seinem Notizbuch festgeklebt gewesen und heruntergekollert. Nun wollen wir mal zuhören!“

Aber Onkel Eduard hatte sein Notizbuch schon wieder zugemacht. „Ich kanns diesmal so erzählen“, sagte er. „Es ist nicht so aufs Wort gestellt. Also: Frau Behring sitzt vorgestern Abend mit ihren Kindern bei den Schularbeiten am runden Tisch. Hans hat einen Aufsatz über das Schwarzwaldhaus zu schreiben, und der Lehrer hat gesagt, daß da immer in einer Ecke unter dem Kruzifix der ‚Herrgottswinkel‘ ist. ‚Mutter, ist da wirklich immer der liebe Gott?‘ — ‚Ja, der ist immer da, wo liebe, brave Leute sind!‘ — Nachher geht sie einen Augenblick in die Küche hinaus, und beim Wiederhereinkommen merkt sie, daß die Kinder, anstatt still zu arbeiten, disputiert haben. ‚Was hattet ihr denn?‘ — ‚Ach‘, sagte die Traudel, ‚der Hans hat noch mal vom Herrgottswinkel angefangen und hat gesagt, die böse n Leut hätten doch den lieben Herrgott noch viel nötiger!‘“

„Prachtsjunge!“ sagte Tante Auguste und rief: „Jettchen, der Hans Behring bekommt das Hans Thoma-Buch, das mit den Schwarzwaldbildern! Gleich aufschreiben!“

„Ja und bei Schneider Tröpfles war ich gestern Mittag“, fuhr Vetter Eduard fort. „Am letzten Sonntag hat das vierjährige Gretele Halsweh gehabt und drinnen bleiben müssen, während die Andern mit dem Vater fortgegangen sind. Frau Tröpfle hat erst einen Brief geschrieben und hat ihn zum Kasten getragen. Unterwegs aber hat eine Frau sie zu ihrem kranken Mädele hereingerufen, und da ist sie länger fortgeblieben, als sie gewollt hat. Unterdes hat das kleine Gretele gemerkt, daß es mutterseelenallein ist, hat zuerst gerufen und kein Echo gefunden, und da ist die große Angst der Einsamkeit gekommen. Mit einmal siehts — so hat es selber der Mutter erzählt — wie der Sonnenschein breit ins Stüble durchs Fenster hereinkommt, und sagt sich: ‚Da is ja der liebe Gott!‘ Nimmts Fußbänkle, setzt sich mitten in den hellen Streifen und ist ganz vom Sonnenlicht eingehüllt. ‚Da bin i im liebe Gott g'sesse und hab' kei' Angst mehr g'hett!‘ — so hats der Mutter triumphierend gesagt, als die endlich wiederkam.“

„Jettchen, das Gretele bekommt die Puppe mit den blonden Locken!“ rief Tante Auguste, „und morgen erzählst du das der Angstmeierin da in der Hasengasse — wie heißt sie gleich?“ — „Hulda Epple!“ — „Ja, ja, soll sich vor dem Gretele schämen! Aber Jettchen, mach mal dem Eduard heißes Zitronenwasser mit Honig, — der ist ja ganz heiser! So kann er mir nichts vorlesen!“

Bernauer spitzte die Ohren, räusperte sich zweimal und sagte dann leise zu Fräulein Jettchen, die eben aufstand, um den Zitronensaft zu holen: „Darf ich wohl mal der Frau Doktor mit Vorlesen aushelfen? Ich habe das früher oft getan!“ — „Ausgezeichnet!“ sagte Fräulein Jettchen und ging sofort fröhlich brummend zu der Greisin hinüber. „Ein lieber Kerl!“ sagte sie laut. „Das ist ja schön! Aber kriegt er keinen Gähnkrampf beim Vorlesen?“

„Nein, nein!“ sagte Bernauer lachend, und ging zum Himmelbett hinüber. „Entschuldigen Sie, ich habe Ihre Frage schon gehört.“

„Auch gut“, sagte Frau Raumer — „aber wo wohnen Sie denn eigentlich?“ — „Genau Ihrem Fenster gegenüber!“

„Das ist ja prächtig! Also abgemacht. Und haben Sie irgend etwas über Spinoza? Lassen Sie mich von ihm etwas hören, das erinnert mich an meinen seligen Mann!“

„Wie wäre es mit Dessauers Buch? Es ist zu Spinozas 200. Todestage geschrieben.“

„Gut! Also morgen Abend? Auf Wiedersehen, Herr Bernauer! Nochmals Dank für den Brief!“

*

Fräulein Jettchen ließ Julchen dem Invaliden die Stiegen hinunterleuchten. Dann vertieften sich die Drei, Frau Raumer, Jettchen und Vetter Eduard in die „Weihnachtsliste“, eine lange Reihe von Familien und Einzelnen, die zum Christfest mit irgendeinem Gruß erfreut wurden.

Unterdessen war Bernauer wieder in seinem Stübchen gegenüber angekommen, hatte die Dessauersche Broschüre über Spinoza aus der Hinterlassenschaft seines alten Gönners herausgesucht und las sie mit stillem Eifer und neuem Interesse.

Dann saß er lange in der Sofaecke und ließ das Erlebnis des Abends an sich vorüberziehen. „Wiederkäuen!“ hatte das sein Großvater genannt. „Kinder, sagte der immer, warum sollen wir das dem Rindvieh überlassen? Wir können das doch viel besser? Mich freut das Leben nimmer, wenn ich nicht wiederkäuen darf! Das sind ja unsre billigsten Freuden!“ — Bernauer hatte in seinen langen Klinikzeiten dankbar von dieser kostenlosen Wohltat Gebrauch gemacht, und holte aus seinem armen Leben immer wieder all das Freundliche hervor, das wie Grasbüschel zwischen dem Steinpflaster des harten Daseins gewachsen war.

Da kam noch ein später, schwerer Schritt die Treppen herauf. Es klopfte bei Frau Anastasia Spindel und dann an seiner Tür. „Herr Lattmann!“ sagte Bernauer freudig überrascht und griff nach seiner Krücke. Aber Vetter Eduard drückte ihn mit seiner schweren Hand nieder. „Ich habe durchs Fenster gesehen, daß Sie noch auf dem Sofa saßen, und da habe ich doch gleich mal sehen wollen, wie Sie hier untergebracht sind. Meine Tante will das natürlich auch wissen. Sie werden ja nun, denke ich, öfter zu ihr kommen, und da möchte ich Ihnen noch vorher etwas über sie sagen. Daß sie gelähmt ist, haben Sie ja wohl gemerkt. Es war während des Krieges von 1866, als das anfing. Zwei Jahre darauf kam ihr Mann, ein vielbeschäftigter Arzt, von der Praxis heim und brach, als er ihr etwas sagen wollte, plötzlich vom Schlag getroffen, neben ihrem Bette zusammen, und sie konnte keinen Finger rühren, — mußte warten, bis Jemand kam und den Entseelten auf das Lager legte. Vor zehn Jahren ist sie völlig erblindet, und wie es mit ihrem Gehör steht, wissen Sie ja auch. Sie ist jetzt 89 Jahre alt und hat einen großen Kreis von Verwandten und Freunden. Wer einen Druck auf dem Herzen hat, kommt zu ihr, und es geht Keines ungetröstet von ihr fort. Nur darf man nicht wehleidig von ihr selber reden. Dann wird sie grob. Von ihr selbst darf nie die Rede sein. Aber von Andern kann sie nie genug hören. Jetzt haben wir drüben wieder über der Weihnachtsliste gesessen. Darauf freut sie sich das ganze Jahr. Ich muß ihr immer im November vom Pfarrer drüben in der Barfüßergasse ein Verzeichnis der armen Leute holen, die hier um den Römerberg herum wohnen; aber es dürfen keine braven Leute sein! ‚Die kriegen schon sonstwoher!‘ sagte sie. Aber die Entgleisten, die Verbitterten und Verdüsterten, anrüchige Leute und die fragwürdigen Frauen, — die will sie bedenken. Und darüber denkt sie nun all diese Wochen nach, und wer ihr da einen guten Gedanken bringt, der macht ihr die größte Freude. Manchmal, wenn wir still um den runden Tisch herumsitzen und bloß die große Schwarzwälder Uhr tickt, sehen wir, wie eine Freudenwelle nach der andern über das alte Gesicht huscht. Dann ist ihr wieder etwas eingefallen, und Base Jettchen muß es nachher aufschreiben.

„Diese Base Jettchen ist ein Prachtsmensch; das werden Sie noch selber herausfinden. Sie hat sich damals, als sie von dem Schicksal der Tante hörte, sofort ihr völlig zur Verfügung gestellt und will weiter nichts mehr, als der alten Frau zur Hilfe und zur Freude leben. Daß sie ihre Ecken hat, das versteht sich von selbst; aber es sind solche, von denen die Tante nichts merkt. Zum Beispiel dies merkwürdige halblaute Pfeifen und Singbrummen oder Brummsingen, das Ihnen ja auch aufgefallen ist. Ich habe gesehen, wie Sie sie manchmal erstaunt angesehen haben. Sie sind musikalisch, sagte er und wies auf das Cello, das neben dem Sofa an der Wand lehnte. Sehen Sie, ich auch. Und da ringe ich ja manchmal im Stillen die Hände. Denn Base Jettchen verfügt nur über drei Töne und trifft immer mitten dazwischen, und es sind immer nur Melodien-Fetzen, die, wenn man hinhorcht, schon wieder abgerissen sind. Das macht einen ganz zappelig. Aber sie ist eine so liebe, selbstlose Seele, daß man ohne diese Zugabe Angst bekommen müßte, es wüchsen ihr Engelsflügel und sie flöge davon. Und sehen Sie, diese musikalischen Totgeburten trösten einen über diese Sorge hinweg. Die sind so ganz tröstlich irdisch-unharmonisch.“

So plauderte der Alte mit seinem gutmütigen Schielgesicht eine ganze Weile aus seinem schnellgefaßten Zutrauen heraus, und dann bat er noch um ein Weihnachtslied auf dem Cello. „Aber nur wenn Sie es gerne tun“, sagte er. „Am liebsten die schöne portugiesische Melodie, — wie heißt sie doch? Adeste, fideles! — ‚Herbei o ihr Gläubigen.‘ Ich war früher in einer Filiale unsres Indigo-Geschäftes in Lissabon, und da haben das immer die Kinder mit ihren weichen, herrlichen Stimmen gesungen!“

Bernauer mußte es immer wieder spielen, und der Alte hörte mit glücklichem Ausdruck zu. „Pst“, sagte er schließlich, als er nach der Uhr gesehen hatte, „es ist schon spät! Nur einmal noch con sordino!“ ...

Dann ging er schwerfällig die Treppen hinunter in den „Augsburger Hof“, wo er vor dem Schlafengehen noch die Abendzeitungen lesen mußte.

*

Am andern Morgen grüßte Fräulein Jettchen schon in der Dämmerung mit dem Staublappen aus dem Fenster heraus zu Bernauers Stübchen herüber, und als er zur Erwiderung des Grußes hinausschaute, rief sie ihm über die schmale Gasse hinüber, er solle ja nicht vergessen, am Abend mit dem Spinoza-Buche zu kommen. Die Frau Doktor freue sich schon darauf. Diese Erinnerung war freilich nicht nötig, denn der stille Junge hatte sich schon beim Aufwachen auf den kommenden Abend gefreut. Aber er ging nun noch einmal so froh in seine trübe Schreibstube, da er wußte, daß sich irgend ein Mensch auf ihn freute. Das war ihm etwas ganz Neues.

Frau Raumer hatte, als er dann am Abend an ihr Bett trat, ihr Hörrohr bereit, ihre „passive Posaune“, — so nannte sie das ungefüge Ding. „Damit Sie nicht so schreien müssen“, sagte sie. „Aber Sie müssen es selber halten!“ Die welken Hände der lebhaften Greisin lagen regungslos auf dem weißen Deckbett.

„Sie haben sich gestern wohl gewundert, fing sie an, daß ich so von den Juden sprach! Wissen Sie, mir hat anno 66 ein alter jüdischer Freund meines Mannes, der mich besuchte, ein Rezept zum täglichen Einnehmen aufgeschrieben, und das besteht aus den fünf Worten: „Ich

werde Ihm noch danken!" Ich habe noch eine ganze Reihe anderer Rezepte aus dem Neuen Testament, die auch jeden Tag drankommen. Aber sehen Sie, ein Volk, das aus alter Zeit her einem nun täglich mit diesem Psalmwort so zuredet, das wächst einem ans Leben. Ich weiß nicht, wie ich durchgekommen wäre, wenn ich das nicht jeden Morgen sagen könnte: ‚Ich werde Ihm noch danken!' Wissen Sie, das ganze Malheur ist, daß die Menschen nicht mehr danken können!"

Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Na, und Spinoza! Sie haben ihn zwar aus der Synagoge gestoßen; aber er gehört doch zu diesem Volke! Und ein Volk, das so was hervorbringt, kann nicht schlecht sein. Die Synagoge ist ja nicht das Volk!"

„Ich wundere mich", sagte Bernauer etwas zaghaft, „daß Sie, wenn Sie so vom jüdischen Volke reden, nichts von Christus sagen!"

„Kennen Sie Thomas Carlyle?" gab sie lebhaft zurück. „Der hat ihn mit Schweigen geehrt. Scheute sich, von ihm zu reden. Ich habe auch von Klein auf nicht leiden können, wenn die Leute von ihm schwätzten, und der Pfarrer, der mich konfirmiert hat, sagte uns, den besten Namen hat ihm Paulus gegeben: ‚die unaussprechliche Gabe'. Immer dran denken, aber nicht davon reden! — wie die Franzosen sagen, wenn sie das Elsaß meinen. — Aber Sie wollten ja von Spinoza vorlesen! Mein Mann hatte so gern das, was er ‚von Gott, dem Menschen und seinem Glück' sagt. Was sagt denn der Dessauer davon?"

Bernauer las den Abschnitt; aber als er innehielt, sagte Frau Raumer: „Sehen Sie: da kann ich nun nicht mit. Das Glück — sagt er — besteht in der Liebe zu Gott nach der Befreiung von den Leidenschaften. Klingt sehr schön und ist ehrlich gemeint. Aber nun nehmen Sie nur dagegen mal das Johannes-Wort: ‚Das ist es nicht, daß wir Gott geliebt haben, sondern daß Er uns geliebt hat.' Wer von uns kann denn Gott lieben! Bringen wir ja gar nicht fertig! Können ihm höchstens mit ein bißchen Dank entgegenhumpeln, und nicht mal das tun wir! Und ‚nach der Befreiung von den Leidenschaften' sagt er? Wann werden wir denn die los? Fragen Sie Fräulein Jettchen, wie ich alter Mensch vorhin erst einen Zorn über das Julchen gehabt habe, weil sie den Lampendocht überdreht hatte — riechen Sie den Rußqualm nicht trotz allem Lüften? Wenn wir warten müßten, bis wir uns von den Leidenschaften befreit haben, — du liebe Zeit! Nein, das Glück besteht nur im Danken, und das ist doch nur Echo! — Aber meinen Sie nun nicht, daß mir diese Schranke den Spinoza heruntersetzte! Der Mann bleibt, was er ist: ein blitzsauberer Charakter und eine schwere Anklage gegen die Christen! Das war nun mal ein Mann mit reinem Herzen und konnte doch zu seiner Zeit Gott nicht sehen, weil die Christen Ihn verdeckten und entstellten! Was hätte das für einen Christen gegeben!"

„Wie denken denn heute die Christen über ihn?" fragte Bernauer.

„Das ist mir ganz gleich! Ich weiß nur, daß in dem Gleichnis, das in der Christenheit so gern versteckt wird, — von dem Neinsager und dem Jasager — Jesus sich auf die Seite des Sohnes gestellt hat, der Nein sagte und doch dem Vater den Willen tat — gegen den, der Ja sagte und dem Vater eins pfiff. Gegen das klare Urteil in diesem Gleichnis kommt Keiner auf — und das ist auch das Urteil über Baruch Spinoza!"

Sie kamen nicht weiter, weil Julchen getröstet werden mußte, die draußen in der Küche wegen der qualmenden Lampe ihr Brot mit Tränen aß und sich von Fräulein Jettchen nicht beruhigen lassen wollte. Frau Raumer mußte selber, wie sie sagte, mit dem Bügeleisen über die arme, zerknitterte Seele fahren, und währenddem half Bernauer draußen dem Fräulein Hänfling Strickwolle aufwickeln für die Weihnachtspakete. Geredet wurde nicht dabei, aber die freundliche Seele Jettchens ging noch in erheblichen Wellen, und die abgerissenen Melodie-Fragmente jagten einander im wilden Spiel. Als Julchen wieder mit einem schönen, gelben Apfel — dem Friedensapfel, wie Frau Raumer das nannte — herauskam, brachte sie zugleich die Bitte mit, Herr Bernauer möchte doch erst morgen wiederkommen, Frau Doktor sei jetzt zu müde zum Weiterlesen.

*

So wurde aus Abend und Morgen mancher Dezembertag, und Frau Anastasia Spindel wäre eifersüchtig geworden, wenn nicht ihr Mieter, der das fürchtete, ihr jeden Abend etwas gespielt hätte. Bald mußte er auch seine „Braut" mit zu Frau Raumer bringen. So nannte Vetter Eduard das Cello, das Frau Spindel zartfühlend mit einer alten weißen Gardine behängt hatte, die in der Tat wie ein Brautschleier aussah. Die Greisin war glücklich, daß sie nun dicht an ihrem Bette alle ihre Lieblingslieder, und das waren nicht wenige, hören konnte. Und an den Adventsonntagen Nachmittags kam noch allerlei kribbeliges Kindervolk aus der Nachbarschaft, das Geschichten hören wollte und nun mit Begeisterung und feuchten Näschen Weihnachtslieder zum Cello sang, allen voran der vierjährige Rudi Duttenberger, der mit unbekümmerter Souveränität die Texte formte und mit schallender Stimme sang: „Die rötliche Hirde tapetle davor — hoch oben siebt juben der Engelechor!"

Vetter Eduard trug trotz seiner andauernden Heiserkeit wie eine Biene Kindergeschichten ins Haus, aber auch immer neue Adressen aus dem Pfarrhause, und manchmal mußte Spinoza darüber im Hintergrunde bleiben. Aber Frau Raumer sorgte dafür, daß der doch immer wieder zu seinem Rechte kam. Dieser Ton sollte für den jungen Freund voll ausklingen.

So kam der Weihnachtsabend heran, und Bernauer wurde gar nicht erst eingeladen, zu kommen. Das verstand sich nachgrade von selbst. Als vom Dom und von der Nikolai- und Paulskirche her die Weihnachtsvesper eingeläutet wurde, ließ sich Frau Raumer vom Vetter Eduard das Weihnachtsevangelium aus Lukas vorlesen; dann blieb alles ein Viertelstündchen ganz still. So hatte sie es gern. Am Christbaum durften nur Wachslichter und Äpfel leuchten, — und ab und zu mußte Jettchen ihr ein Lichtchen zum Ausblasen bringen und auch die Lichter am Baum abwechselnd ausblasen und wieder anstecken, „damit es recht nach Wachsstock riecht", sagte die Greisin zu Bernauer, „die Seele hat ja nun doch mal eine Lieblingsresidenz in der Nase!"

Geschenke gab es nur für Julchen; die Andern wußten, daß man der Greisin nichts bescheren durfte, und sie selber wurden beim Austragen der Weihnachtspakete völlig wunschlos. Aber Bernauer bekam aus Frau Raumers Bücherschranke ihres Mannes Exemplar von Schleiermachers „Reden", worin Jettchen die bekannte Stelle über Spinoza mit Blaustift hatte anstreichen müssen. Dort lag ein weißer etwas vergilbter Pappstreifen als Buchzeichen, auf dem stand der ganzen Länge nach von einer klaren Männerhand geschrieben: „In rerum natura non datur casus." Spinoza. 3. Juni 1834."

Der junge Mann humpelte hinüber zum Himmelbett und strich leise über die welke Hand der alten Frau. „Sie wissen doch, was das heißt?" fragte sie.

„Jawohl: ‚es gibt keinen Zufall!' Aber was bedeutet das Datum?" — „Das ist unser Verlobungstag. Sie ahnen wohl, was mein seliger Mann damit sagen wollte! Es ist alles vorgesehen! Aber wissen Sie, der alte Pfarrer, der uns getraut hat, und dem mein Mann das vor unsrer Hochzeit anvertraut hat, sagte: Lieber Doktor, im Evangelium steht es doch noch schöner: ‚Es fällt kein Haar von eurem Haupte ohne den Willen eures Vaters.' Wohlgemerkt: Vaters! Nicht in rerum natura, sondern in patre non datur casus! Nicht wahr, der Brief, den Sie uns heraufbrachten und der Sie uns brachte, war kein

casus, kein Zufall. Und das Kind der heiligen Nacht? Aber woher nun?"

Als Bernauer den Kopf hob, sah er durchs Fenster in seiner Stube Lichtschein. Wahrhaftig! Die runde Frau Spindel hatte in seinem Stübchen einen kleinen Christbaum auf den Tisch gestellt und zündete wohl zur Probe die Lichter an. Denn sie verschwanden gleich darauf wieder.

„Nun muß ich heim", sagte er, und nahm Abschied. Aber Jettchen hatte einen Tropfen Wachs auf seiner Schulter entdeckt, der mußte erst mit dem heißen Bügeleisen und Fließpapier herausgeholt werden. Als er endlich mit seiner Krücke vor Vetter Eduard stand, zögerte er einen Augenblick; dann sagte er: „Würden Sie wohl noch ein Weilchen mit mir unter dem Bäumchen drüben sitzen?" Vetter Eduard schaute zum Himmelbett hinüber. Die Greisin lag still und mit fröhlichem Ausdruck in ihren Kissen und schlief wie ein Kind. Der Alte nickte freundlich und ging mit dem Gaste hinüber.

Drüben haben sie noch eine Stunde auf dem Sofa gesessen und miteinander in die herunterbrennenden Lichter an dem kleinen Fichtenbäumchen geschaut. Frau Anastasia hatte sie schnell angezündet, als sie die dumpfen Stöße der Krücke auf der Treppe hörte. Dann war sie leise zu einer Nachbarin am Römerberg geschlüpft.

Als es von den Türmen 10 Uhr schlug, sagte Bernauer: „Was ist das nur in der prächtigen alten Frau Doktor?"

„Ich meine, es ist das, was damals geboren wurde."

„Aber was ist das?"

„Nun, sicherlich Etwas, das in der ganzen Natur nicht vorkommt."

Sie schwiegen wieder eine Weile.

Endlich sagte Bernauer: „Dann komme ich mit Spinozas Gleichung Natura sive Deus nicht mehr aus!"

„Ich schon lange nicht mehr", sagte Vetter Eduard bedächtig. „Seit ich gemerkt habe, daß Mutter Natur eine Rabenmutter ist, die ihre eigenen Kinder frißt, und nichts vergißt und nie vergibt, und je mehr ich in der Verstandeswelt friere, desto lieber rücke ich in das warme Licht, das aus dem Weihnachtsherzen auf die ganze Natur gefallen ist. Was so zu Herzen geht, muß wohl aus einem großen Herzen kommen. Meine Tante hat mir natürlich früher auch die Spinozabücher vom Onkel gegeben. Und sehen Sie, während Sie vorhin Ihren Mantel anzogen, habe ich aus dem Bücherschrank dieses kleine Bändchen herausgeholt und zu mir gesteckt. Es ist der Traktat, aus dem Sie neulich meiner Tante vorgelesen haben. Da steht innen auf der Einbanddecke mit Bleistift von meines Oheims Hand: ‚W. W. schreibt mir: Eros oder Agape? Bei Spinoza finde ich nur den platonischen Eros. Das ist Liebe. Aber die kann man auch in der Einsamkeit haben. Das Wort Eros kommt im ganzen Neuen Testament nicht vor. Wohl aber Agape. Die kann man in der Einsamkeit nicht haben. Nur mit Andern. Sie ist die größere von beiden, denn sie umfaßt die Elendesten. Nur was den ganzen Jammer der Menschheit umfaßt, ist ganz groß. 12. Dezember 1867."

„Das ist ein Jahr vor meines Oheims Tode gewesen. Möglich, daß meine Tante es nie zu Gesicht bekommen hat. Aber es ist auch nicht nötig. Denn bei ihr ist die Agape das Stärkste und das Beste. Aber mit dieser Agape umfaßt sie auch den Spinoza. Ich meine, so macht es unser Herrgott auch. Und Ihr alter Spinozafreund feiert jetzt auch Weihnacht. Kommen Sie morgen früh mit in die Christmesse für die Vagabunden? Ich muß dort im Namen meiner Tante den Brüdern von der Landstraße ein großes Paket warme Sachen bringen. Die sind vorhin erst mit Verspätung eingetroffen. Es ist nicht weit von hier, in der Kornblumengasse. Sechs Uhr pünktlich!"

*

Walter Bernauer hat es noch ein Uhr schlagen hören. — Was war das für eine herrliche Nacht!

Freiburg Paul Jaeger

Vom Ursprung zur Vollendung

1. Der Vorstoß zu einer neuen Religion

Unter diesem Namen mit dem Untertitel: „Ein Lebensbuch kosmisch-religiöser Bindung" bringt Eugen Diederichs ein Werk heraus, in dem Proben aus Verlagswerken zusammengestellt sind. Das Buch wird damit zu einer Erläuterung zum Verlagsverzeichnis „Stirb und Werde!", das die Früchte von dreißig Jahren religiöser Verlagsarbeit darbietet*).

Aber das Buch will mit seinem grundlegenden Einleitungsartikel von Kurt Liebmann mehr sein. Eugen Diederichs sagt in seiner Einführung von „Stirb und Werde" selbst, es scheine ihm die Zeit gekommen, einer hochdrängenden neuen religiösen Bewegung Bahnen, Richtungen zu zeigen. Und so soll das Lebensbuch mit seinen Ausschnitten aus den Arbeiten vieler Autoren ein Hinweis auf die Fülle des schon Gedachten sein — nicht in der Art eines alles zusammenholenden Katalogs, sondern das hervorhebend, was einem neuen kosmischen Erleben wertvoll und fruchtbar sein könnte.

Diederichs erinnert daran, daß vor dem Kriege in Deutschland eine kräftige protestantische Laienbewegung bestand. Bevor sie dazu kam, die Früchte ihres Säens zu ernten, brach der Krieg aus, in den die sie tragende Generation hineingerissen wurde, aus dem sie stumm heimkehrte. Wenn also die Führer von damals auch nicht mehr sprechen, so ist religiöses Bedürfnis und Suchen darum nicht gestorben; in ungezählten Konventikeln, in der Jugendbewegung und manchen anderen Strömungen pulsiert es lebhaft.

Diederichs weiß aus eigenster Erfahrung zu berichten, aus wie mannigfachen Quellen einst der Strom dieser Laienbewegung zusammenrann. Es ist geistesgeschichtlich von großem Interesse, diese Bewegung einmal von dem wenigstens in ihren markantesten Punkten berührt zu sehen, der ihr Verleger war, der ihr die Möglichkeit der Sprache gegeben hat.

Nun hat sich aber Diederichs niemals nur als ein treuer Amtmann am deutschen Kulturgut betrachtet, der jetzt nach 30 Jahren über seine Arbeit Rechenschaft gibt. Er war immer Führer und hat es sein wollen. Damit wächst diese Veröffentlichung über einen Rückblick hinaus, sie wird zu einem kulturpolitischen Vorstoß. Da muß man denn fragen: „Was will Eugen Diederichs?" Die Antwort gibt er selbst, wenn er schreibt:

> Das religiöse Suchen der Gegenwart gilt einer Religionsform, die, ohne die historischen Religionen mit ihren Bekenntnissen überflüssig machen zu wollen, ihnen gewissermaßen einen Überbau gibt. Die sich also aus der religiösen historischen Betrachtungsweise und deren Festlegung in erstarrten Formen herausentwickeln will. Ich möchte sie bezeichnen als die Religion des unmittelbaren Erlebens der Lebensgesetzlichkeiten, des Nachdenkens über den Sinn des Lebens und des Schicksals, dem der Mensch mit dem Tode unterworfen ist. Albert Schweitzer hat für diesen Vorgang den schönen Satz geprägt: „Weil das Leben letzter Gegenstand des Wissens ist, wird das letzte Wissen notwendigerweise denkendes Erleben des Lebens."

Dieser Satz könnte als Motto über den Ausführungen Liebmanns stehen. Liebmann geht davon aus, daß Gott, der persönliche Gott, tot sei, daß die autonom sich gebärdende Intelligenz die dem alten Gott zugeschriebenen Attribute an sich gerissen habe: Alles Wissen, alles Verstehen, alles Können. Daß aber diese Intelligenz, weil einseitig, in Wahrheit nichts wisse, verstehe, könne und darum statt des Lebens nach allen Seiten Tod, Starrheit, Unordnung verbreitet habe.

Wenn Liebmann nun zeigen will, daß mit dem Weltbilde, das die Wissenschaft produziert hat, nicht alles

*) Vom Ursprung zur Vollendung. Herausgegeben und eingeleitet von Kurt Liebmann. Jena 1929. 210 S. 8 Tafeln. 3 M.

gesagt und getan ist, so greift er weit rückwärts und stellt über seine Ausführungen einen Satz chinesischen Denkens: „Das, woraus alle Wesen entstehen und ihren Ursprung haben, ist das große Eine; wodurch sie sich bilden und vollenden, ist die Zweiheit des Dunklen und des Lichten." Er zeigt, daß dies Denken unsere Vorstellung eines Endes ablehnen müsse, sowohl für das individuelle Sein, wie für den Kosmos. Er spricht weiter davon, daß Amenophis IV. den polytheistischen Animismus abgesetzt habe zugunsten einer Sonnenreligion, in der ein Urgut der Atlantier wieder auflebe, so, wie es Herman Wirth gedeutet hat. Und ein gleiches Verhalten, das unter Zurückstellung alles Persönlich-Göttlichen das Erleben der Gesetzlichkeit des Kosmos voranstelle, findet er in der Bhagavadgita, bei Scotus Erigena, Nicolaus von Cues, den Rosenkreutzern, Paracelsus, Leonardo, Jakob Böhme, Kepler, Novalis und vor allen Dingen bei Goethe.

Goethes Verhalten, der sich selbst als mit der Physik gesegnet bezeichnet, schwebt ihm als ein Muster vor für ein religiöses Sicheinleben in den Kosmos. Es wird auf jüngere Arbeiten hingewiesen, die in diesem Geiste geschaffen sind.

Damit wird letzten Endes die Forderung aufgestellt: Goethe ist Ende und Höhepunkt einer bestimmten Anschauungsweise, die durch alle Jahrtausende nachweisbar ist. Goethes Haltung, die ihn zum Erlebnis des Urphänomens kommen ließ, muß — metamorphosiert gemäß ihren Stoffen, wie Goethes Verfahren dem Mineral, der Pflanze, dem Tier, dem Menschen gegenüber ein anderes war — Grundlage religiösen Suchens werden.

2. Religion als Erlebnis und Erkenntnis

Wenn ein Mann von dem persönlichen Gewicht, von dem Verantwortungsbewußtsein eines Eugen Diederichs, ein Mann, der durch seinen Verlag im stärksten Maße Strömungen machen, fördern, hemmen kann, solches sagt oder sagen läßt, dann hat man allen Grund aufmerksam zuzuhören. Grund aber auch, genau zuzusehen; denn hier handelt es sich um zukunftsträchtige Tatsachen, die nicht wahr und klar genug sein können.

Eines darf man ohne Weiteres zugeben. Mit den nötigen Vorbehalten darf gesagt werden: Wir haben heute Religiosität, aber keine Religion, Hunger, aber keine Nahrung, Kraft, aber keinen Werkstoff. Gewiß, es gibt durchaus noch echte Religion; der Katholizismus ist, abgesehen von Einzelerscheinungen in großen Städten, in keiner Weise erschüttert, er ist für die Masse seiner Bekenner durchaus mehr als ein wohnliches Gehäuse, ist durchaus der Stoff, an den sich religiöses Suchen binden, an dem es Religion werden kann. In Millionen von Menschen ist die protestantische Theologie, die Luthers, Calvins, Zwinglis, lebendig; nach Halle und Herrnhut führen heute noch kräftige Fäden. In den Lehren des Sozialismus mögen große Scharen echte Religion erleben, und Anderen sind Bismarck und Hindenburg Heroen geworden, deren Verehrung vollkommen religiöse Züge trägt. Das gibt es alles. Aber daneben gibt es Millionen, die beide Kirchen unbefriedigt verlassen haben, Millionen, die nicht aus und ein wissen, die nur noch wissen, daß sie etwas suchen, die unter anderen Verhältnissen vielleicht wieder den Altar aufrichten würden: Dem unbekannten Gott. Und um diese Millionen, die sich in den Städten drängen, in deren Leben, Denken, Wollen, Arbeiten das nationale, das wirtschaftliche, das geistige Leben am kräftigsten pulsiert, um diese Millionen geht es. Sie müssen eine Heimat bekommen. Sie müssen wieder irgendwo wohnen, ihr Lebensschiff irgendwo anbinden, aus dem Suchen zur Religion kommen dürfen. Denn Religion haben heißt mehr als suchen, fromm sein, andächtig sein, schwärmen, träumen. Religion heißt für alles dies einen festen Inhalt haben. Wer auf die Gretchenfrage: Wie hast du's mit der Religion? mit Faust antworten muß:

Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut!

der hat Religiosität, aber keine Religion.

Wenn nun doch Diederichs und Liebmann über den Allumfasser, den Allerhalter zur Religion kommen wollen, dann tun sich zwei Widersprüche auf.

Diederichs spricht von dem Nachdenken über den Sinn ... des Schicksals, dem der Mensch mit dem Tode unterworfen ist. Dagegen führt Liebmann als einen kardinalen Satz die Gesprächswendung Goethes an: „Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen." Das ist die Lehre von der Wiederverkörperung, wie sie auch Lessing vertreten hat. Räumt man ihr aber die mindeste Bedeutung und Berechtigung ein, dann hat ein Nachdenken über den Sinn des Schicksals, dem der Mensch mit dem Tode unterworfen ist, keinen Sinn. Mein Leben ist ein Mysterium, wenn ich dies eine Mal hier weile, wenn ich mit allem, was ich in den Jahrzehnten meines Lebens getan und gelitten, unterlassen, geliebt, gehaßt, geleistet und verdorben habe, nach dem Augenblick des Todes nicht mehr da bin, wenn ich keinen Sinn finde in einem auf kräftigstes und heilsamstes Wirken gerichteten Dasein, das eines Tages abbricht und nichts hinterläßt als den Geistkörper der Taten und Gedanken, die Fülle all dessen, was für die Zukunft Ursache anderen Geschehens werden wird, ohne daß ich, von dem dies ausgegangen ist, irgendwie damit verbunden, dafür verantwortlich, daran beteiligt bliebe. Ob ich nun auslösche, ob ich im dogmatischen Sinne an einem letzten Tage Lohn oder Strafe erhalte — das alles hilft mir nicht daran vorbei, daß dies Sein für mich ein Mysterium tiefsten Sinnes oder radikalen Nichtsinnes ist, solange es mit dem Tode aufhört. Nimmt man dagegen zu Goethes Satz den Schluß aus Lessings „Erziehung": „Was hätte ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?", so ist es mit einem Nachdenken über diesen physischen Tod vorbei. Daß jeder irdische Apparat sich eines Tages verschleißen muß, ist zu natürlich, um überraschend oder gar Mysterium sein zu können. Und wenn die „Entelechie" Goethes sich aus einem solchen verbrauchten Gerät zurückzieht, um später in einem neuen wiederzukehren, so ist auch dies das vernünftigerweise zu Erwartende. Rund wird diese Vorstellung freilich erst, wenn mit ihr die im Abendlande viel zu wenig beachtete andere vom Karma verbunden wird.

Sie bedeutet, daß der Mensch in eine neue Inkarnation eintritt, um sich mit dem Tatenkörper seines früheren Lebens zu verbinden. Diese Taten leben in ihren Folgen ja fort. Es gibt andere Menschen, die genau so wiederkehren, die durch unsere Taten Übles erfahren haben. Es gibt Verhältnisse, Zustände, Einrichtungen in allen Lebensgebieten, in denen unsere Taten Ursachen geworden sind. In all dies tritt der Mensch wieder ein — er findet es als seine Umgebung, seine Atmosphäre, sein Schicksal vor. Aber nicht als ein starres Fatum, sondern als Material seines Wollens, als einen Stoff, an dem er arbeiten, wandeln, den er metamorphosieren kann, um alte Schuld auszugleichen und Neues zu schaffen.

Reißt man aus den Lebensanschauungen der Vergangenheit nur die Lehre von der Reinkarnation, so ist das eine Konzession an die Auffassung, daß nichts untergehen, nichts verschwinden könne. Es ist ein Stück naturwissenschaftlicher Physik inmitten einer religiösen Seelenlehre. Bindet man aber die Kette der Inkarnationen an das Karma, so wird damit erst etwas geschaffen, was mit dem Menschen zu tun hat, was nicht nur auf die unverlierbaren Lebensqualitäten, was vor allen Dingen auf das Menschliche sieht. Ein solcher Seelenweg bedarf nun allerdings eines Anfanges und eines Zieles.

Solche werden in den Dogmen der christlichen Kirchen dargeboten. Diederichs wie Liebmann möchten aus diesen Dogmen heraus. Das ist verständlich. Aber mir scheint, daß sie, indem die Kirchen, die starr gewordenen Formen, abgelehnt werden, auch von dem Christentum abrücken, das ohne diese Dogmen da ist. Der persönliche Gott sei tot, sagt Liebmann mit Nietzsche. Dieser Gott ist der Kirchengott, der dogmatische Gott, der aus dem Alten Testament herübergekommen ist und im Laufe von fast 2000 Jahren den Gott des Neuen Testamentes, den Christus, erschlagen hat. In zahlreichen Veröffentlichungen gerade unter denen, die das Verlagsverzeichnis nennt, ist deutlich spürbar, daß man von diesem Gott fort will, und daß man um seinetwillen auch in die Lage kommen kann, den Gott hinwegzubeweisen, nach dem wir alle heißen. Das ist Reaktionshaltung, die wertvoll ist, weil sie Veraltetes wegräumt, die aber nicht neu baut, denn mit Nein sagen kommt kein Ja zustande. Und diese Haltung scheint mir auch in den beiden Aufsätzen wirksam zu sein. Sie meinen das Dogma und treffen dabei auch das, was hinter dem Dogma ist. Christentum und Kirche sind aber in keiner Weise identisch. Die Kirche ist ein Kleid, und zwar ein schlechtes, des Christentums. Es gab einen Christusglauben lange, bevor es ein Dogma gab. Das sollte man nie vergessen.

Hier wird nun mit dem Dogma, mit der späteren Formulierung, auch der Gehalt, das, was vor dem Dogma war, was das Dogma erst möglich gemacht hat, beiseite gestellt. Christus als selbstwollendes Geistwesen, als persönlicher Gott, wird eingespannt in den von Herman Wirth aufgezeigten Zusammenhang uralter religiöser Vorstellungen mit einem kosmischen Erleben besonders des Sonnenjahres. Der wahre Gott wird damit die Gesetzlichkeit des Kosmos. Und damit können für uns die Zeugnisse ältesten und fernsten kosmischen Denkens bedeutungsvoll werden. Liebmann greift bis nach China hinüber, wie ja auch Wirth Zusammenhänge des Altnordischen mit China aufweist. Liebmann zeigt uns eine geschlossene Kette gleichgesinnter Denker und Schauer aus urältesten Tagen bis in das 19. Jahrhundert hinein. Und hier ist die zweite Stelle, wo Besinnung am Platze ist, wo namentlich der Historiker sich wehrt. Denn der muß bestreiten, daß man China und Indien, Ägypten und Erigena, Kepler, Paracelsus und Goethe auf einen Nenner bringen darf. Denn alle diese Menschen und Völker und Kulturen haben ganz verschiedene Dinge gemeint.

Ich hatte an anderer Stelle Gelegenheit (Der Eingang des Christentums in das deutsche Wesen, Bd. 1. Eugen Diederichs Verlag 1929) von diesen Dingen zu sprechen und kann mich hier kurz fassen. Die uns erhaltenen Quellen sprechen nicht von einer gleichbleibenden Menschheit, vielmehr von einem Bewußtseinswandel. Dieser ist als eine geschlossene Kette für die Kulturen aufzuzeigen, die zwischen Indien und Irland gelebt haben. Diesen Kulturen ist das Streben eigen, den Menschen in steigendem Maße auf sich selbst zu stellen, zur Persönlichkeit zu machen, ja, ihn zu vergöttlichen. Das geschieht überall im Kampfe gegen eine himmlische Leitung, geschieht gegen das Symbol göttlicher Macht: den Drachen oder die Schlange. In China dagegen war bis vor wenigen Jahren der Drache das heilige Tier, die Drachenfahne Landessymbol, der Drachenthron Herrschersitz, war das Leben in allen Erscheinungen nach himmlischer Ordnung geregelt. Von solchem Leben und Denken trennt uns mehr als die Entfernung zwischen Jena und Peking, dazwischen liegen Abgründe, über die es keine Brücken gibt. Was in China gedacht worden ist, mag als Wissensstoff interessant sein, mehr darf es uns nicht werden, wenn wir uns nicht uns selbst entfremden wollen.

Die von Herman Wirth dargestellten Zusammenhänge seien damit in keiner Weise geleugnet. Aber genau wie wir die uns verwandte amerikanische Zivilisation nicht nach Europa tragen können, ohne uns zu ruinieren, so können wir die unseren ältesten Urahnen verwandte chinesische Denkweise heute auch nicht mehr übernehmen, können ihr Fruchtbares nicht abgewinnen. Und darum handelt es sich hier doch! Hier geht es doch um Religion und nicht um Wissen. In irgendeiner urfernen Zeit ist einmal das Bild dagewesen, wie es Wirth zeichnet. Die Menschen sind mit diesen Vorstellungen gewandert und haben sie nach den Erfahrungen unter neuen Himmeln abgewandelt. So sind gewisse Grundansichten, Ursymbole über einen großen Teil der Erde verbreitet worden. Das alles ist da. Aber darüber muß die andere Seite nicht übersehen werden: Indien z. B. hat noch volles Erleben dem Satz entgegenbringen können: „Das, woraus alle Wesen entstehen und ihren Ursprung haben, ist das große Eine, das Brahman." Wenn Liebmann dann davon spricht, daß Goethe die Zarathustrakultur rühmend erwähnt, so muß aber auch gesagt werden, daß diese Kultur nur noch den zweiten Satz verstand: „wodurch sie sich bilden und vollenden, ist die Zweiheit des Dunklen und Lichten." Was der Chinese in einem Satz sagen kann, ist hier also zerrissen. Neben dem Einen sieht das indische Bewußtsein nichts Anderes; neben der Polarität erkennt das persische keine letzte Einheit. Liebmann spricht dann von einem polytheistischen Animismus Ägyptens. Damit sind die Dinge aber nicht in ihrer wahren Gestalt betrachtet, sondern aus dem heutigen Bewußtsein gewertet. Heute ist es allerdings so, daß man von einer „Gesetzlichkeit des Kosmos" sprechen muß, weil man keine konkreten Erfahrungen mehr hat. Aber das, was Amenophis aus der Anbetung vertrieb, das waren geschaute Gestalten, geschaute persönliche Mächte, deren Erfahrung wohl nur Wenige hatten, deren Dienst in den Tempeln darum bös veröden konnte. Amenophis war nicht Reformer, sondern Revolutionär; mit ihm kam das grundsätzlich Neue, kam ein Menschentyp, der diese alten Gewalten des Himmels nicht mehr sah, dem sich alles in einer Urgewalt verkörperte, aber in einer durchaus als Person geschauten und erlebten: dem Sonnenwesen. Man beachte wohl diese fortschreitende Verengung! In Indien haben wir es mit dem geistigen Urschoß alles Seins zu tun, in Ägypten mit den den Kosmos regierenden Mächten, nicht Gestirnsmächten, sondern hinter diesen, durch sie waltend, sich manifestierend. Amenophis ist der erste markante Mensch, der auch diese nicht mehr sieht, für den die Welt mit der Sonne, dem Sonnenwesen zu Ende ist. Der Götterkreis der Antike, der Germanen endlich ist der der Erde, der Atmosphäre. Alles Jenseitige ist geräumt, vom Bewußtsein aufgegeben. Scotus kennt als Erlebnis nur noch die Sphäre der Engel und muß sich mit Gott irgendwie abfinden. Diese Gottesvorstellung ragt aus einer ganz anderen Epoche in seine Zeit hinein; sie entstammt dem ägyptischen Kreise. Und da man von diesem Gott nicht mehr wissen kann, ihn nicht mehr erfahren kann, so muß man ihn dogmatisch einfangen. Die Scholastik hat denn auch wenig später gesagt, Gottes Existenz könne mit der Vernunft eingesehen werden, Gottes Wesen und Wollen spreche nur durch Offenbarung als Glaubensinhalt zu uns.

Hier kommt der Umschwung. Die Menschen sind dahin gekommen, Gott in ein unerkennbares Jenseits zu verbannen, so daß die Mystik als letzte und höchste Erfahrung das Erlebnis der Leere hat. Noch die griechischen Mysterien aber vermittelten als Mystenerfahrung eine Fülle, ein Pleroma, um mit Paulus zu sprechen. Jetzt wandte der Mensch seine Intelligenz, die jenseits nichts mehr zu suchen hatte, auf die Erde und machte sie zum Gott. Er trug ihre Gesetzlichkeit als Weltengesetz nach außen und mußte darum eines Tages jedes persönliche Geistwesen jenseits der Menschenwelt leugnen und eine höchste „Gesetzlichkeit des Kosmos" statuieren. Erkennen wir nicht, daß das nur dadurch geschah, daß wir unser Inneres nach außen wandten, daß wir der Welt unser Denkgesetz als eine objektive Ordnung überstülpten?

Diese Ordnung ist aber geboren aus einer Einseitigkeit: der Vollmensch ist tot, nur der Kopf regiert. Und darum, weil wir nicht als Menschen, weil wir nur als Intellekte uns vor den Erscheinungen aufbauen, haben wir das Gespensterreich, in dem die Wissenschaft mit ihren Gesetzen und Hypothesen, die Wirtschaft mit ihren sozialen Theorien, der Staat mit seinem „Recht" und seinen Völkerbünden, das religiöse Suchen mit der „kosmischen Gesetzlichkeit" hausen. Der Durchstoß zu einem religiösen Erleben ist ein Programm, aber eines, das nie Tatsache wird, so lange die Basis festgehalten wird, auf der die Ausführungen von Eugen Diederichs wie von Liebmann gewachsen sind.

Daß Beide zu Goethe kommen, an Goethe anknüpfen wollen, ist gut und lebensvoll. Aber dieser gesunde und eminent triebfähige Kern sitzt in einem verdorbenen Boden, wenn Goethe in eine geistesgeschichtliche Reihe gezwängt wird, die es in Wahrheit gar nicht gibt, die nur gesehen, nur konstruiert werden kann, wenn man unser Bewußtsein von heute als ein Absolutes nimmt und sich unterfängt, alles Frühere daran zu messen.

Alles, was an geistigen Taten in vorchristlicher Zeit geschah, kann für uns nur historischen Wert haben, den, unsere Selbsterkenntnis zu fördern. Und diesem Ziel dient ja alle Geschichte. Wir können ablesen, auf welchen Wegen die Menschen dahin gekommen sind, wo sie heute stehen. Mehr können diese Zeugnisse uns erst dann bedeuten, wenn wir uns anschicken, die Bewußtseinsformen uns zu erobern, aus denen heraus sie geschaffen sind, indem sie uns dann zeigen, was mit Hilfe dieses Bewußtseins erlebbar ist. Und gerade darum ist Goethe ein sicherer Angelpunkt für neue Bewegungen, weil er sich als Vollmensch vor die Welt stellte, weil er nicht seinen Kopf regieren ließ, nicht ihn Gesetze, Theorien ausbrüten ließ, sondern ihn auf das Feld beschränkte, das sein ist: mit dem gewonnenen Erfahrungsmaterial zu arbeiten. Goethes Urphänomene, die nach Schiller eine Idee, aber keine Erfahrung sind, von denen dann Goethe sagen mußte, dann sehe er Ideen — diese Urphänomene, sie bezeichnen einen Weg, auf dem aus der Enge herauszukommen ist, an der Nietzsche zerbrach. Denn der ist uns kein guter Wegweiser, weil er durchaus Kopfmensch war, genial, scharf, klar, durchstoßend bis auf die Grenzen der Kopferkenntnis. Aber eben, an diesen Grenzen, die er erkannte, hat er sich selbst dann krank gestoßen, weil er durchaus mit dem Kopf allein weiter wollte.

Nochmals also: man muß es als einen überaus fruchtbaren Gedanken begrüßen, wenn der Versuch gemacht wird, eine neue Religiosität auf Goethe zu gründen; eine große Gefahr muß aber darin gesehen werden, daß Goethe hier in einen konstruierten, aus eben dem Bewußtsein aufgebauten Zusammenhang gepreßt wird, das ja gerade überwunden werden soll.

Schließlich: Liebmann lehnt auch die Aufforderung nicht ab:

> Mensch, bleib doch nicht ein Mensch:
> man muß aufs Höchste kommen,
> Bei Gott werden nur die Götter angenommen.

Gut und schön! Aber was sollen wir uns dabei denken? Was heißt es, daß wir Götter werden sollen, wenn wir unser Ziel finden sollen in dem Erleben der Gesetzlichkeit des Lebens, wenn der persönliche Gott tot ist? Sollen wir verlieren, was unsere Würde ausmacht, unsere Persönlichkeit? Und wenn nicht, was nützt sie uns, da Gott tot ist, da wir kein Wissen, kein Ahnen, kein Glauben davon haben können, in welcher Richtung wir streben müßten, um „Götter" zu werden? Wenn nun aber kein Ziel da, sind wir dann nicht aufgefordert, unser gegenwärtiges Sein fortzubilden, aufgefordert, uns jetzt schon als Götterkeime zu empfinden? Und was unterscheidet uns dann im Grundsatz von der bekämpften Haltung der heutigen Wissenschaft etwa, die doch auch weiter nichts tut, als daß sie ein Stück des Menschen, sein heute aktivstes Stück, zum Gott, zum Weltherrn macht?

Betrachten wir die Lage! Nehmen wir dies und das heraus! Da ist die Entwickelungslehre aufgebaut worden. Man hat einen Stammbaum der Lebewesen gebildet, hat ihn immer neu umbilden müssen, hat ihn aber immerhin. An diesem Stammbaum sitzt irgendwo beiläufig auch homo sapiens. Alles Andere ist älter als er. Das ist aus einer Annahme, aus einem Verstehensbedürfnis heraus konstruiert, obwohl es allem Augenschein ins Gesicht schlägt. Denn der lehrt, daß alle Lebewesen sich in dem Maße der eigenen Ausbildung vom Menschen fortentwickeln, daß sie als Embryonen dem Menschen am ähnlichsten sind. Was ist für diesen menschlichen Entwickelungszustand bezeichnend?

Eine ungeheure Hypertrophie des Kopfes. Das ganze Wesen ist nur Kopf mit einigen Anhängseln. Das bleibt nicht so, der übrige Körper kommt nach, aber der Kopf bleibt immer herrschend. Alle anderen Embryonen haben auch zunächst diese reine Kopfform; aber einmal behaupten sie sie nicht, und dann tritt der Kopf in der fertigen Erscheinung überhaupt zurück. Mit besserem Recht ließe sich daher umgekehrt sagen: Der Mensch ist der älteste Sohn der Erde. Er hat nach und nach die verschiedensten Formen durchgemacht und bewahrt in seiner Embryonalentwickelung die Erinnerung an sie. Jedesmal aber, wenn er zu einer neuen überging, sind irgendwelche Lebewesen stehen geblieben, die ihre ursprüngliche Verwandtschaft mit dem Menschen heute nur noch durch ihre Gestalt in den ersten Embryonalzuständen beweisen. Der Stamm des Lebensbaumes ist der Mensch. Es sei hier nicht von den zahllosen Gesetzen die Rede, die wir nach und nach über das Erdengeschehen geworfen haben, und die letzten Endes doch nicht mehr sagen, als daß sie die Begriffsformen sind, durch die dem Menschen bestimmte Dinge faßlich werden. Unsere ganze Naturwissenschaft ist nichts als ein Versuch, menschliche Denkordnungen als Weltordnung zu objektivieren, der Welt aufzuzwingen, daß sie so zu sein habe, wie sie mit den einfachsten Mitteln verstanden werden kann. Da ist unser Verstand also „Gott" mit allen Eigenschaften, die man irgendwie Gott beilegen kann. Und weil wir eine dunkle Ahnung haben, wie diese Dinge zustande gekommen sind, weil wir die sogenannte Gesetzlichkeit des Lebens als eine von Menschen gesetzte Ordnung empfinden, darum sind wir bereit, auch das abzustreiten, was älteren, anders organisierten Zeiten Erfahrung war: den persönlichen Schöpfergott. Höchstens sind wir dazu zu bringen, eine objektive Gesetzlichkeit des Kosmos, des Lebens anzuerkennen. Aber woher stammt die dann? Da hebt sich gleich der warnende Finger: „Zu lebhafte Frage nach der Ursache usw." oder, wie Liebmann zitiert: „Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen: hier ist die Grenze."

Wäre hier wirklich die Grenze, dann hätten wir das Dogma ja bildschön wieder, von dem wir gerade los wollten. Das christliche von Konzils Gnaden werfen wir hinaus, das Goethesche laden wir ein. Wo ist da das Neue, um des willen die ganze Anstrengung lohnte! Nein, wenn wir schon Götter werden sollen, dann darf uns dieser Satz als eine Grenze und eine Verpflichtung nicht vor Augen gehalten werden.

Goethe kann uns ein heilig-großer Meister des Verfahrens sein, wehe uns, wenn er uns ein Meister des Resultats wird! Hat er doch selbst bekannt, daß ihm im hohen Alter Wahrheiten aufgegangen seien, um deren willen das Wiederkommen sich schon lohne — das Wiederkommen aber doch, um Manches besser, richtiger, reifer zu sehen und zu tun! Goethe hat in seiner Farbenlehre die Lichtwelt durchschaut, daß wir lange daran zu zehren

haben könnten; er hat das Urphänomen der Pflanze entdeckt und erlebt, so im Bewußtsein gehabt, daß in dieser Beziehung ihn Scotus Erigena einen Engel genannt haben würde. Diese Behauptung überrascht Sie? Was ist denn für den Iren ein Engel? Ein Wesen, das anschauend erkennt, was das menschliche Bewußtsein nur durch das Medium der Vernunft aufnehmen kann, das also — um wieder mit Goethe zu sprechen — Ideen sieht. Nun beachte man wohl, daß Goethe mit dem Verfahren, das er auf das Urphänomen der Pflanze anwandte, dem Tier gegenüber nicht so weit gekommen ist, daß er den Versuch garnicht erst gemacht hat, nach einem Urphänomen „Mensch" zu suchen. Würde es ihm nun nicht als ein Ziel seiner Entwickelung wohl vorgeschwebt haben, bei einem Wiederkommen dahin zu gelangen, auch das Urphänomen Tier zu sehen und irgendwann — „ich hoffe, noch tausendmal wiederzukommen" — auch das Urphänomen Mensch? Nun schaue man auf die Tatsache, daß unser Verstand, wie wir ihn täglich anwenden, durchaus geschickt ist, sich mit der mineralischen Welt abzufinden. Der Verstand zergliedert, faßt neu zusammen und kann darum nur ein Material brauchen, das sich ohne Qualitätsveränderung gliedern und neu zusammenlegen läßt, das also Summen bilden kann. Da brauchen wir keine Gesetze, da brauchen wir nur Erfahrungssätze, und die Gefahr beginnt ja auch erst da, wo versucht wird, mit der Chemie etwa Medizin zu machen, also Erfahrungssätze aus dem Gebiet des Anorganischen zum Gesetz des Organischen zu erheben, wo wir meinen, es sei gleich, ob der Acker Naturdünger oder Nitrophoska bekommt, wenn er nur bestimmte chemische Stoffe erhält. Da sind wir im Bereich des Mineralischen, also durchaus in einem Felde, das unserem Bewußtsein angemessen ist. Und entsprechend haben wir denn ja auch alle unsere Lebensformen nach dem Muster des Mineralischen, nach seiner Idealform, dem Kristall, geordnet: saubere Staatengrenzen, saubere Rechtsbegriffe, saubere Wissenschaftsgrenzen, saubere Besitzgrenzen, saubere Zuständigkeiten. Nur rutscht das Leben überall zwischen diesen Grenzen durch. Dann hat der eine Mann Goethe sich die Fähigkeit erobert, jawohl, in einer steten Arbeit von Jahrzehnten bewußt erobert, Ideen zu sehen, der untersten Sphäre des Organischen das Bildungsgesetz abzulauschen. Wäre es nicht denkbar, daß man auch das tierische Leben so ergreifen könnte? wäre es nicht vorstellbar, daß dem menschlichen Sein eines Tages so sein Urphänomen abzugewinnen wäre? könnte nicht gedacht werden, daß es eine Idee des Kosmos gäbe, die irgendwie ergriffen werden könnte? Wenn dieser Gedanke aus einer Betrachtung Goetheschen Verfahrens auftauchen kann, dann ist Goethe der Inaugurator einer neuen Zeit. Aber dann ist Goethes Warnung vor dem Fragen nach der Ursache auch überholt, denn in der „Idee" des Kosmos läge auch die Ursache jeder Erscheinung in ihm.

Das eben ist es: Goethe ist als Mensch vor die Welt getreten und hat ihr darum abgewinnen können, was dem Kopf allein ewig versagt bleiben muß.

3. Religion als menschliches Gottesbewußtsein

Gerade in dem von Diederichs und Liebmann abgelehnten Okkultismus sehe ich einen tapferen und notwendigen Schritt auf dem Wege zur Zukunft. Denn was heißt denn Okkultismus anders als der Versuch, durch vernünftige, besonnene Arbeit Gefilde zu erschließen, die unserem Bewußtsein nicht zugänglich sind? Goethes Streben nach dem Erlebnis des Urphänomens war durchaus „Okkultismus", war der Wille, sich in bewußter Arbeit an Neuland heranzufühlen. Und sein italisches Erlebnis, das ihn die Urpflanze sehen ließ, war ein durchaus „okkultes".

Man sehe sich diesen Weg wenigstens hypothetisch einmal an!

Daß die Menschheit aus ganz anderen Bewußtseinszuständen hergekommen ist, konnte aus der Geschichte gezeigt werden. Sie hat bis auf eine verhältnismäßig kurze Spanne, in der wir gerade leben, immer erheblich mehr gesehen und erfahren als die Augenwelt. Noch den großen Scholastikern und ihren Gegenspielern, den arabischen Denkern, ist Übersinnliches selbstverständliches Erlebnis gewesen. Ohne ein Gleiches gäbe es keinen Franz von Assisi, keinen Dante. Denn man kann hinterher leicht sagen, was Dante berichtet, seien allegorische Bilder für Gedanken; aber es soll einmal der Versuch gemacht werden, dann aus Gedanken heute solche Bilder, eine solche Dichtung zu schaffen! Dann kam das Ende dieser langen Zeit. Die Mystiker haben bei ihrer mystischen Versenkung nur noch die Leere gefunden oder die Kräftigsten — sich selber. Von da an regiert das abstrakte Denken, angefochten in seiner Befähigung, eine objektive Kenntnis der Welt zu vermitteln und von Kant vollkommen entthront. Und dann kam Goethe. Wir sprachen schon davon: wenn Goethes Weg folgerecht weitergegangen wird, muß er nicht dahin führen, daß eines Tages das Urphänomen, die Idee Tier, Mensch, Kosmos geschaut wird? Und wenn dies erreicht wird, wo stehen wir dann anders als an der Stelle, von wo der Weg vor Jahrtausenden ausging, da, wo Indien im Brahman wirklich die Idee der Welt erlebte, so durchaus unpersönlich, wie wir uns das überhaupt nur wünschen können? Und was ist diese folgerechte Fortsetzung von Goethes Weg denn anders als das, was auch der Okkultismus will, anders als das, was im Grunde auch Eugen Diederichs will, freilich ohne es sich zuzugeben, wenn er sich mit Schweitzers Satz identifiziert: „Weil das Leben letzter Gegenstand des Wissens ist, wird das letzte Wissen notwendigerweise denkendes Erleben des Lebens"? Aber eben: denkendes Erleben! Das Erleben, das bildmäßige Erleben hatte die Vergangenheit. Inzwischen ist das Denken hinzugekommen und sucht nach Gegenständen. Mit diesem Denken als Waffe und Werkzeug nun Kehrt machen, erobern, in bewußter Anstrengung erschließen, was einst Geschenk, Normalzustand war, das ist doch der Sinn von Schweitzers Satz, und das ist eben Okkultismus. Entwickeln wir in Goethes Art ein Vollmenschentum, dann werden wir ganz von selbst an diesen Wegweiser gestellt. Wir können da Halt machen — denn nichts kann uns zwingen, etwas zu tun, was wir nicht wollen — wir können erklären, wir wollten nicht in den Bereich, in den Goethe die ersten Schritte getan hat, weil wir vor einem Wort Angst haben, vor dem Wort Okkultismus, das eben nicht aus Vollmenschentum, das aus Kopfmenschentum geboren ist. Lassen wir uns von diesem Wortgespenst schrecken, bleiben wir stehen, nun, dann bleiben wir eben trotz allem ehrlichen Willen, was wir heute sind, und sollten uns dann den Hinweis auf Goethe sparen. Der hoffte, als Entelechie zu größerer Wirksamkeit wiederzukommen, dachte nicht daran, sich auf dürrer Heide im Kreise zu drehen. Dann haben wir Religiosität die Fülle, Hunger mehr als uns gut ist.

„Die sichtbare Gestaltenwelt der Urphänomene ist uns das Göttliche" sagt Liebmann. Nein und tausendmal nein! Denn damit diese Gestaltenwelt uns das Göttliche sein könne, mußte sich vor hundert und mehr Jahren ein Mensch zu dem Mut entschließen, die Urphänomene zu suchen. Bleiben wir bei dem stehen, was damals Goethe gefunden hat, was die gleiche Wesenheit in einem neuen Sein zu überholen trachten würde, dann haben wir ja das neue Dogma und haben auch seine Schöpfer. Dann mag in tausend Jahren irgendein liberaler Theologe des Goetheanismus beweisen, daß dieser Religionsschöpfer Goethe nie gelebt hat, sondern eine Erfindung seines Apostels Kurt Liebmann ist, und mag dafür von einem hochwohlweisen Oberkirchenrat abgesägt werden. Es sei gehässig und persönlich, solches zu sagen? Ach nein, darauf kommt es nicht an, und dieser Apostel kann ja auch Gun-

dolf oder Karl Julius Schröer heißen, das ist ganz belanglos. Nur von der sachlichen Gefahr ist hier die Rede, daß aus solchen Grenzsetzungen schnell ein neues Dogma wird. Wollen wir aus Goethes Riesenwerk die Anregung zu einer kosmischen Religion finden, dann heißt die Losung: Hinein gerade in diesen Okkultismus, oder, wenn wir vor dem Wort Angst haben: hinein in ein bewußtes Suchen nach der Erfahrung des Übersinnlichen, wie Goethe in seiner Urpflanze das Übersinnliche erfahren hat.

„Bei Gott werden nur die Götter angenommen." Was macht denn nach der Lehre aller Zeiten das Göttliche aus, der schauenden wie der denkenden? Doch dies, daß da ein Bewußtsein ist, das die Gründe, die Ursachen, die Schöpfer und Erhalter des Lebens in ihrer Realität erfaßt. Nun denn, wenn wir Götter werden wollen, so müssen wir Götterbewußtsein erwerben, müssen weitertun, was zu tun Goethe begonnen hat; Kraft des Eigenmenschentums, das wir aus dem Christentum gewannen, in frei gewählter, bewußter Anstrengung „denkendes Erleben des Lebens" erobern.

Wandsbek Friedrich Wilhelm Schaafhausen

Friedrich Hermann Hörter

Am 12. September starb in Mengerskirchen der Philosoph und ehemalige katholische Pfarrer Dr. Friedrich Hermann Hörter. Ihn, jäh aus intensivem Schaffen herausreißend, hat sein Tod etwas Erschütterndes für alle, die ihn kannten. Kurz zuvor noch war in der Reihe seiner vom „Bund der Verantwortung für schöpferisches Schaffen" herausgegebenen Schriftenreihe „Das kommende Deutschland als Reich Gottes auf Erden" die siebente Schrift erschienen unter dem Titel „Die Tat im Wort". Erlauben Sie uns, Ihnen nun nach dem Tode Hörters ein paar Worte über seine Philosophie zu sagen.

Sie tritt nicht als „Weltanschauung" auf, sie lehnt es ab, für „Weltanschauung" zu gelten. Denn schon in diesem Wort drückt sich die Trennung von „Ich und Welt" aus, die Hörter klarstellt als Etwas rein logischer Wertung, das also im Gebiet des Lebendigen keine Realität hat. Wie denn überhaupt der Urtrieb seiner Philosophie, das, was sie aller bisherigen Philosophie gegenüber zu etwas methodisch gänzlich Neuem macht, darin besteht, daß Hörter in einer bis ins Letzte gehenden unbeirrbaren Sensibilität für das Wesen des Lebendigen den Unfug, d. h. den unlogischen Mißbrauch bekämpft, der mit der Logik getrieben wird, indem man ihr, die es nur mit dem Unlebendigen zu tun hat, die Herrschaft über das Leben einräumt. Es ist erstaunlich, mit welchem Scharf- und Weitblick Hörter überall im Leben die verhängnisvollen Folgen dieses Unfugs und Mißbrauchs aufspürt und mit welcher Unerschrockenheit er sie brandmarkt. Dadurch gewinnen seine Schriften etwas ungemein Aktuelles und ihren eigentümlichen Charakter als „Gewissen", das in die Hände fährt im Ergriffensein von der Aufgabe, vom Ziel „Leben", damit überall, wo das Leben in „Institution" erstarrt ist, wieder Leben entstehe in der Allmacht des Wollens, das frei ist von „Begehren" und darin von Eigennutz, diesem Urfeind allen Lebens.

Es ist nicht möglich, in kurzen Worten die Philosophie Hörters ausreichend und unmißverständlich zu charakterisieren. Das Gesagte möchte nur darauf aufmerksam machen, daß es sich bei den Schriften Hörters um etwas handelt, das in höchstem Maße von kulturweisender Bedeutung ist, so sehr, daß der Verstehende durch die Art, wie man Hörter begegnete, zu dem Eindruck kommen mußte: man weist ihn ab und schweigt ihn tot, weil man sich davor fürchtet, sich der Führung eines Lebenden anzuvertrauen, der so kraftvoll auf die Befolgung eines keine Kompromisse duldenden Lebensgesetzes dringt, durch welche in absehbarer Frist eine Kulturumwälzung zum Guten geschaffen werden kann, die man gern erst in unabsehbarer Ferne als möglich denkt. Lieber begehrt man sie auf dem Weg der Entwicklung, d. h. des Erleidens zu erreichen, statt selber Hand mit anzulegen, indem man mit dem ganzen Ernst der Verantwortung für schöpferisches Schaffen damit beginnt, an sich selber das Gesetz des Lebens zu erfüllen, von dem der Philosoph sagt (7, 154), daß er sich einer Philosophie nicht schäme, die mit Christo zu dem gleichen Ergebnis kommt.

In diesem Bekenntnis des Philosophen liegt zugleich auch der Schlüssel zu dem, wie sich seine Philosophie in den Kulturfortschritt eingliedert. Alle bisherige Philosophie, soweit sie sich christlich nennt, ist dies sozusagen von außen her, in dem Bestreben, das Christentum philosophisch zu stützen; Hörters Philosophie aber ist ohne Anlehnung an den historischen Christus aus sich selbst heraus christlich, indem sie eben, rein menschlich bis zu dem Urgesetz des Lebens vordringend, dieses als identisch anerkennen muß mit dem, was als Sinn den Forderungen Christi zu Grunde liegt. Darin liegt auch die Wurzel, warum Hörter als Philosoph gegen das Kirchentum von heute gerade so zu kämpfen genötigt ist, wie Christus gegen das Kirchentum von damals. Darin liegt aber auch die Durchsetzungskraft dieser Philosophie, und gewiß erfüllt sich an Hörter das Schicksal aller wahrhaft bedeutenden Menschen, daß sie erst nach dem Tod in weiten Kreisen Verständnis finden und zu umfänglicherer Wirksamkeit gelangen*).

Allendorf bei Weilburg a. L.

Mathilde Redenbacher

Arno Holz †

Weite Kreise Deutschlands hofften, daß Arno Holz demnächst den Nobelpreis für Literatur erhalten würde; eine norddeutsche Universität hatte den förmlichen Antrag gestellt, und viele Bestrebungen waren im Gange, Arno Holz diese ebenso ehrende wie die Existenz sichernde Auszeichnung und Vergeltung für ein Leben der Not, des geistigen Ringens, unbedingter Ehrlichkeit und für ein ebenso einzigartiges Werk zu verschaffen. Das Schicksal war aber wieder einmal stärker als der Wille der Menschen: ehe das Glück den seit langem kränkelnden Mann erreichte, fällte ihn der Tod. Wir stehen erschüttert an der Bahre des sechsundsechzigjährigen Ostpreußen, der in länger als fünfundvierzigjährigem Aufenthalt zum Berliner geworden war; wir sind um so tiefer ergriffen, als wir wissen, daß er zu den nur ganz seltenen kompromißlosen Unbedingten des Geistes gehörte, den wir in unserer Mitte noch oft als Beispiel und Vorbild vermissen werden.

Tragik liegt über dem Leben, der Persönlichkeit und dem Werke von Arno Holz. Er opferte sein Leben seinem geistigen Wesen und Wollen. Armut, Not, Verkennung, eine Dachstubenexistenz war der Dank der Welt. Verbitterung blieb nicht aus: seine Persönlichkeit strömte diese Verbitterung im fortwährenden bis zum Hasse vorstoßenden Kampfe menschlich und literarisch aus. Feinde wuchsen ihm von allen Seiten zu, Vereinsamung und Unterdrückung. All dies wäre zu ertragen und zu rechtfertigen gewesen, wenn über den Alltag hinaus das Werk wenigstens Echo gefunden hätte. Aber gerade sein Hauptwerk blieb echolose Literatur; nur seine Nebenwerke wurden Erfolge, und noch in den letzten Wochen seines Lebens mußte er es erleben, daß sein letzter Verleger, der sich mit einer monumentalen, viel zu monumentalen und darum

*) Versand der Schriften Hörters und nähere Auskünfte durch den „Bund der Verantwortung für schöpferisches Schaffen" Allendorf b. Weilburg a. Lahn oder Wien 18, Gentzgasse 121 II 9. — Wir haben von Hörter ein Manuskript: „Kann der Katholik den Protestanten verstehen?" Es ist uns leid, daß wir es nicht bei seinen Lebzeiten veröffentlicht haben. Nun soll es der neue Jahrgang bringen. D H

unverkäuflichen zwölfbändigen Gesamtausgabe mit starkem Idealismus eingesetzt hatte, nach einem anderen Verleger Ausschau hielt, weil er die wirtschaftliche Last dieses Werkes nicht mehr tragen zu können glaubte. Darüber hinaus erhöht sich die Tragik aber noch bis zur entsetzlichen Qual, als das Werk selbst jetzt schon seine Vergänglichkeit enthüllte, historisch geworden ist, keine Nachfolge aus sich weckte, die Literatur, das Schaffen in Zeit und Zukunft damit abgeschlossen hat, darüber hinweggeschritten ist, weil es mehr aus Eigenwilligkeit, aus den Kräften des Hirns als aus schöpferischem Zentrum, aus urtümlichen Wesen entstanden ist. Und vielleicht hat Arno Holz, worauf einzelne Zeilen der letzten Fassungen von „Phantasus" und der „Blechschmiede" hindeuten, selbst diese Tragik gesehen und ist daran innerlich zerbrochen, wenn gleich er ein ehrlicher Kämpfer bis zuletzt blieb, wie sein Streit mit der Akademie, deren Mitglied er bei der Gründung geworden war, bewies.

Wir können Arno Holz nicht stärker in seinem Sinne ehren, als wenn wir an seinem Grabe ehrlich mit seinem Werke umgehen. Und dies ehrliche Bekenntnis muß lauten: es war ein vom reinsten Wollen getragenes, riesengroßes Experiment von einem Manne, der nie Jemandem ein Knie bog, der als „Mensch", als „Vieh", ja sich selbst für ein „Genie" haltend der Zukunft eine Gasse zu brechen glaubte, aber doch nur ein Beispiel dafür lieferte, daß nicht das Hirn und nicht die Technik das Kunstwerk schaffen, sondern einzig das Wesen und die allseitige Gestaltungskraft. Arno Holz war, was er auch sein wollte, ein Kind seiner Zeit. Seine Zeit aber waren die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts, und diese fanden ihren Ausdruck im materialistischen, naturwissenschaftlichen, rationalen, mathematisch-technischen Intellektualismus sowie im naturalistischen, impressionistischen, das Stoffliche reproduzierenden Kunstschaffen; ihr fehlte der Sinn für das Irrationale, Allseitige, das Synthetische und Religiöse; sie glaubte, aus Bewußtsein und Willen, Erkenntnis und Arithmetik, Stoff und Arbeit, Nüchternheit und Tatkraft eine neue Welt schaffen zu können. Nun, wir kennen diese „neue" Welt und wissen Bescheid!

Aus diesem Streben nach einer neuen Weltgestaltung wuchs auch das Werk von Arno Holz. Als er Anfang der achtziger Jahre nach Berlin kam, nannte er seine ersten Gedichtbände noch „Klinginsherz" (1882) und „Deutsche Weisen" (1884 mit dem Schlesier O. Jerschke zusammen), aber zugleich ging er auch schon mit Emanuel Geibel ins Gericht, bekannte sich energisch zu der naturalistisch-sozialen Zeit und gab in seinem ersten selbständigen Verswerk, dem „Buch der Zeit" (1885) seinen Willen zur „Moderne" als überaus starkes Formtalent und seine Leidenschaft für den extremen Naturalismus bekannt. Er schrieb nun mit Johannes Schlaf zusammen (unter dem Pseudonym Bjarne P. Holmsen) (1889) die Novellen „Papa Hamlet", von denen an der „konsequente" Naturalismus datiert wird, sowie 1890 das Drama „Familie Selicke": dadurch wurde der junge Gerhart Hauptmann, dem die Manuskripte dieser zwei Werke durch eine Vorlesung in Pankow bekannt geworden waren, zu seinen beiden ersten Dramen angeregt.

In zwei weiteren Büchern „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze" (2 Bände 1890 bis 92) sowie den wieder mit Johannes Schlaf verfaßten „Neuen Geleisen" (1891) baute er nun die Kunsttheorie des konsequenten Naturalismus, einer exakten Naturreproduktion aus. Der Bruch mit Johannes Schlaf, der die Freundschaft in Haß verwandelte, brachte Holz dann zu eigenem Schaffen. Er plante nun zehn Bühnenwerke, die, „zusammengehalten durch ihr Milieu", „ein umfassendes Bild unserer Zeit geben sollten", und zwar von „Berlin, dem Ende einer Zeit in Dramen". Doch die nun immer stärker einsetzende Not, verursacht auch vom Verlust der Redaktion der „Freien Bühne", ließ nur dies eine Stück „Sozialdemokraten" (1896) entstehen, in dem er mit dem Friedrichshagener Kreis seiner ehemaligen „edelanarchistischen" Freunde Bruno Wille, John Henry Mackay auf das Persönlichste in bissiger, höhnischer Satire abrechnete, ohne daß diese „Komödie" bei ihrer Aufführung einen Erfolg erringen konnte. Sie bleibt auch eine Angelegenheit der Literatur, heute der Literaturgeschichte.

Erst jetzt fand Arno Holz den Weg frei zu seinem eigentlichen Werk, das 1898 erstmalig mit zwei Lyrikbänden unter dem Titel „Phantasus" hervortrat und jene „Revolution" der Lyrik, aus der später eine „Evolution" wurde, einleitete; dieser „Phantasus" wurde in fortwährenden Umarbeitungen bis zur endgültigen Fassung von 1925 eines seiner drei Hauptwerke. Hier enthüllte Holz als Dichter wie Theoretiker zuerst seinen Verzicht „auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck" und seine Kunst, die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur durch das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt. ... Er schaffte den Reim und die Strophe ab, ließ nur den in dem ausgedrückten Gedanken-, Gefühls-, Anschauungsstoff liegenden Rhythmus und die Klangwirkung der Worte zu, ohne zu merken, daß er durch Zulassung von Rhythmus und Klang eben gerade jene künstlerischen Elemente des von ihm verpönten Reims und der Strophe, die er „den heimlichen Leierkasten" nannte, wieder anerkannte. Er hat dies bis an sein Lebensende nicht eingestehen wollen, sondern hielt an seiner neuen Form fest: rhythmische Prosazeilen, aufgereiht auf eine imaginäre Mittelachse, in immer weiter ausgedehnter Aneinanderzerrung, die bis zu Monstren von 2516 Zeilen auf über 70 Seiten für einen Satz ging, für Gedichte zu halten. Er kam auf diese Art der unbedingten, nüchtern-verstandsmäßigen Treue gegen die Natur zu einem impressionistischen Expressionismus, dessen Form aber nur gekünstelte Prosa und keinerlei Gestaltung über die Einzelheiten, oft köstliche Einzelheiten, aufwies. Stimmungen, Phantasien, Gedanken waren sein in einem nie beendeten Parallelismus bearbeiteter Stoff, der seine Jünger, aber auch oft ihn schließlich zu Plattheiten trieb.

Die Öffentlichkeit folgte ihm 1899 nicht, so daß er 1901 in der „Blechschmiede", seinem zweiten, bis 1921 ebenfalls unermüdlich umgearbeiteten Hauptwerk, wiederum eine tolle Abrechnung hielt, die nun aber schon nicht mehr auf Strophe und Reim verzichtete. Ja, er stürzte sich jetzt sogar in die Vergangenheit, sammelte eine Anthologie aus dem Rokoko „Aus Urgroßmutters Garten" (1903) und dichtete ihren Ton in den „Liedern auf einer alten Laute" (1903) nach, bis er 1904 sogar mit der Einkehr ins Barock seinen größten Publikumserfolg errang: mit den „Freß-, Sauf- und Venus-Liedern" des berühmten Schiffers Daphnis, die nach der Art der „geharnischten Venus" des Caspar Stieler von 1660 das übermütigste Lachen über das Weltleiden hinausschrien und ein Wunder nachahmender Verstechnik und Sprachkunst sind. Zugleich fand er sich mit seinem alten Jugendfreunde O. Jerschke wieder zusammen, schrieb eine „Männerkomödie" „Frei" (1905) und eine tragische Komödie „Traumulus" (1904), die einen Publikumserfolg errang, obwohl es kaum dichterische, vielmehr nur kitschige Merkmale zeigt. Furchtbare Qual peinigte damals den ehrlichen Menschen und Dichter Holz: der Trieb zum Eigenschöpferischen siegte, in dem Drama „Sonnenfinsternis" (1908) gab er durch die Gestalt des Malers Hollrieder ein ehrliches Bekenntnis von der Not des Künstlers, der zwischen Natur und Geist steht und zwar die Technik, eine Maschine besitzt, aber nicht Gehalt und Gestalt zu einer Einheit im Werk zu verschmelzen vermag.

Fortan verzichtete Arno Holz auf jede Rücksichtnahme gegenüber der Zeit und der Kunst, zog sich vom Markte auf sein Schaffen zurück und vollendete nun in bewundernswerter Askese sein persönliches Werk. Zuerst mit

dem 454 Seiten umfassenden, zu einer Bühnenaufführung also von vornherein unmöglichen Lesedrama „Ignorabimus" (1913). Hier wird unter dem Milieu der Wissenschaft jener große Gegensatz Hirn und Seele in seiner furchtbaren Zwiespältigkeit, Unlösbarkeit und Schicksallösenden Wucht ausgetragen. Wir sehen heute, wie Arno Holz den Zusammenbruch der reinen vernünftlerischen Naturwissenschaft, des materialistischen Naturalismus, der Entwicklungstheorie erkannte, ohne freilich das Vermögen zu haben, zum Wesenhaften, zum Göttlichen selbst durchdringen zu können. Der Zwiespalt zwischen Hirn und Seele blieb für ihn bestehen in einem „Ignorabimus", und das Einzige, was er geben konnte, waren Stimmungen. Die Welt und ihr Bild in Stimmungen wie ein Riesenkaleidoskop abzuspiegeln war seit dem „Phantasus" sein Bestreben. Jetzt galt seine Kraft der Verwirklichung dieses Plans: der „Phantasus" wuchs zu seinem Umfang von 1345 Seiten, die eine Fahrt des Dichters durch alle Länder, Kulturen, Wirklichkeiten, Märchen, durch das „Alles" und „Nichts" in einer riesenhaften, ins Unendliche schweifenden, über das Wirkliche und den Traum hinausgleitenden, ewig kreisenden Vision darstellte. Darstellte mit wiederum ausgeklügelten Mitteln seiner lyrischen Theoretik wie seiner Zahlenarchitektur, die an mittelalterliche Aberglaubenziffern erinnert. Neben herrlichen Stellen von wundervoller Poesie häufte sich die poesieloseste Breite und Öde; es war herzergreifend, zu sehen, wie dieser Dichter sich ins Uferlose seiner Theorie bei unerhörter Worttrunkenheit verlor. Dagegen half auch das scharfe Gericht der „Blechschmiede" (1902, 1913 und 1921) nicht, die in fünf Akten mit den herkömmlichen Dichtern vom Skalden bis Goethe, mit der modernen Walpurgisnacht bis zum Erleben des Gottwerdens, mit den Sinnenräuschen der Erde, mit seiner Einsamkeit und seinen Widersachern in ein „allerfrechstes" Gericht ging. Der Flug war zu hoch gewesen: die Kräfte reichten nicht aus, um den Himmel zu erobern.

So stehen wir heute an der Bahre von Arno Holz, ergriffen und voll Bewunderung für sein Streben zu den höchsten Höhen, doch zugleich auch auf das Qualvollste erschüttert von dem Wissen, daß sein Werk nur ein Gleichnis alles Vergänglichen und nicht mehr zu sein vermag.

Berlin Hanns Martin Elster

Knut Hamsun und wir

Knut Hamsun: Gesammeltes Werk. Neue Ausgabe in 14 Bänden. Herausgegeben von J. Sandmeier. Verlag Albert Langen, München 1928. Geh. 70, geb. 112 M.

Es ist das gegenwärtige Schicksal des schöpferischen Menschen, daß man ein mehr zufälliges Geschehnis innerhalb des zeitlichen Wirkens seiner künstlerischen Produktivität zum Anlaß nimmt, die lautlose Stille selbst des allerpersönlichsten Lebensraumes dieser Menschen mit dem Geschrei und betriebsamen Gewoge von Jubiläen und sonstigen Gedenkfeiern zu übertönen. Jede sich neu hinzugesellende Dekade der Lebensbahn dieser schöpferischen Menschen, speziell des Dichters und Künstlers, wird heute schon ganz programmäßig dazu benutzt, das Opfer dieser Jubiläumskrankheit, meist gegen seinen eigenen Willen, vor das Forum einer immer erneut begeisterungsfähigen breiten Öffentlichkeit zu zerren, um ihm, dem Gefeierten, dem Dichter, Künstler oder gar zeitberufenen Führer, in prasenhafter Weise, so „den Weg in die Wirklichkeit zu ebnen" oder gar „ihn seinem Volke endlich ganz zu schenken". Dieses laute Bemühen um eine zeitentsprechende Geltendmachung von Werk und Persönlichkeit des Gefeierten hat in den meisten Fällen herzlich wenig zu tun mit der tatsächlichen Bedeutung des schöpferischen Wirkens der Betroffenen und schon fast gar nichts mehr mit der lebendigen Entfaltung seines Genius innerhalb des Lebensraumes unserer geistigen und kulturellen Gegenwart. Denn wo das plötzlich in den Mittelpunkt eines propagandistisch geschürten Alltagsinteresses gehobne schöpferische Werk des so Gefeierten nicht schon bereits auf dem organischen Wege alles kulturellen Geschehens den Weg zu dem Urgrund der vitalen geistigen Interessen eines Volkes gefunden und so innerhalb des werktätigen, allumfassenden kulturellen Gemeinschaftsstromes bereits feste Wurzeln gefaßt hat, wird ihm diese zweifelhafte Popularität eines Jubiläumsrausches auch kaum die geringste Erhellung jener das Werk isolierenden Dunkelheit und Vereinsamung bringen können.

Gewisse Ausnahmen werden aber auch hier nicht die Regel bestätigen können. Eine solche Ausnahme scheinen uns Werk und Persönlichkeit des großen nordischen Dichters Knut Hamsun zu sein, dessen 70. Geburtstag man kürzlich — allerdings ohne den in die weltenferne Stille seiner nordischen Landschaft geflüchteten Dichter — in aller Welt mit geräuschvollen Worten und Feiern beging. Und gerade dieser Dichter hätte dieses geräuschvolle Jubiläum, diese heute in Mode gekommene Alltagspopularität am allerwenigsten notwendig gehabt. Denn kaum ein anderer nordischer Dichter, mit Ausnahme der Selma Lagerlöf vielleicht, hat speziell im Bereich der deutschen Kultur und Dichtung durch sein lichtvolles Werk eine größere und lebendigere Gefolgschaft gefunden, als gerade Knut Hamsun. Tausende und Abertausende jener lichtdurchglühten und naturtrunkenen Bücher des nun Siebzigjährigen haben seit Jahren ihren Weg in den buntschillernden, vielfältigen Lebensbereich deutscher Menschen gefunden. Wir danken diesem Dichter so viele lichthelle Stunden naturhafter Beglückung und des stillen, beseligenden Innewerdens jener erhabenen Schönheiten des ganzen vielfältigen Kosmos der göttlichen Schöpfung. Und doch stieg in uns, unbeschadet des beglückenden Bewußtseins um den Besitz dieses märchenhaft schönen Schatzes Hamsunscher Dichtungen, in gewissen Stunden des Versuchs einer letztlichen Versenkung in seine kosmische Welt, die Frage auf, ob diese von ihm so meisterhaft gestaltete Welt auch ganz die unsrige sein kann, und ob ein Mitschwingen unserer eigenen Seele in den Sphären des dichterischen Kosmos Hamsuns auch uns letzte Erfüllung und Ruhelage unseres metaphysischen Seins bringen kann. Im Nachstehenden wollen wir nun versuchen, uns durch den Dichter und sein Werk selbst die Antwort zu geben.

*

Knut Hamsun, der naturtrunkene Wanderer und ewige Landstreicher, ist in dem vom modernen Bildungsrummel und Zivilisationshumbug übersättigten geräuschvollen Literaturbetrieb unserer Tage vielleicht der zeitentrückteste Gestalter der einfachsten und darum natürlichsten Beziehungen des Menschen zu seiner erdgebundenen Seinsform und Schicksalsbestimmung. Das uralte Erbe des nordischen Menschen, seines noch ganz vom Hauch des allewigen Schöpfers umfluteten Landes und der in einer wundervollen kosmischen Harmonie und Naturverbundenheit schwingenden Seele dieses natur- und gottnahen Menschentums, es hat in dem dichterischen Lebenswerk Hamsuns eine selten vollendete Wiedergeburt und kristallhelle Spiegelung seines Wesens erfahren. Der Grundzug dieses dichterischen Schaffens ist ein durchaus lyrischer, unbeschadet der überwiegend epischen Gestaltform des Gesamtwerkes. So gehören denn auch die ganz wenigen Gedichte Hamsuns zu den kostbarsten Edelsteinen der europäischen Lyrik. Das jubelnde Aufrauschen der naturtrunkenen Seele des Dichters formt sich hier zu einer kosmischen Symphonie, in der sich die ganze Welt der nordischen Seele, ihre Demut und Verzweiflung, ihr inbrünstiges Ringen, Kämpfen und Leiden, und nicht zuletzt aufjauchzender Jubel und helle Freude mit dem Urgrund nordischer Einsamkeit und Naturnähe zu einer

selten vollendeten Harmonie im ewigen All vereint. Aber auch in den anderen Dichtungen ist ein solch weiches und lyrisch beschwingtes Tönen der Sprache, das sich selbst dort noch kundtut, wo Hamsun als Kämpfer und Kritiker auftritt. Selbst hier besteht kaum eine Verwandtschaft seiner erbitterten Kampfführung gegen die Unkultur der modernen Großstadt und die Mechanisierung des Geistes mit dem rationalistischen Wesen der Gesellschaftskritik eines Ibsen oder Strindberg. Um so stärker ist daher der Zusammenklang von Inhalt und Gestaltform der Dichtungen Hamsuns mit denen seines großen Landsmannes Björnson oder etwa der Sigrid Undset. Nur daß Hamsun auch hier wiederum die schlichte Klarheit und Naturverbundenheit des einfachen Alltagsmenschen der tieferen seelischen Not und psychologischen Kompliziertheit jener Menschen Undsetscher Prägung vorzieht. Und warum tut Hamsun dies ständig und mit Bedacht? Gerade die Beantwortung dieser Frage nach dem Wesen des Hamsunschen Menschen enthüllt uns zugleich das Rätsel des Menschen und Dichters Hamsun, und läßt dann weiterhin eine objektive Beurteilung über künstlerische Form und geistigen Wertgehalt seiner Dichtungen im Sinne der eingangs von uns aufgeworfenen Frage möglich erscheinen.

Hamsun der Mensch ist ganz und gar ein Kind seiner nordischen Heimat, jener Landschaft und Welt, in welcher die große Stille des Seins und das Brausen des Meeres mit dem gewaltigen Rauschen der uralten Wälder einmündet in die zeitlose Unendlichkeit der Bahnen der Gestirne. Im Gudbrandtal des hohen Nordens kommt unser Dichter als Sohn des Schneiders Skultbakken zur Welt, um dann nach schweren Kindheits- und Jünglingsjahren in den Lofoten ein buntbewegtes Wanderleben als Arbeiter in allen möglichen Berufen zu beginnen, das ihn zweiundzwanzigjährig (1881) über den großen Teich nach Amerika treibt. Schwere Krankheit als Folge eines menschenunwürdigen Arbeiterdaseins in jenem „Land der Freiheit" zwingen ihn bald zur Rückkehr in die Heimat (1885). Erneut große Bedrängnis und Not treiben den Ruhelosen ein zweites Mal nach Amerika (1886), das ihn aber schon bald darauf der Heimat wiedergibt. Sein kurz darauf erscheinendes Amerikabuch zeigt uns den jungen Dichter als einen der scharfsinnigsten Beobachter und Kritiker jenes Landes, dessen damaligen kulturwidrigen und unsozialen Lebensverhältnissen er, ein Opfer wie tausend andere seiner Leidensgenossen, die beste Kraft und schönsten Jahre seines Lebens umsonst geopfert. Sein erster Roman „Hunger", das Schreckbild der kulturwidrigen Großstadt und zugleich die erschütternde Leidensgeschichte des in ihre Fesseln geschlagenen Menschen, findet nach Ablehnung im eigenen Lande endlich einen Verleger in dem Deutschen Albert Langen, der hierauf 1890 seinen Münchener Verlag gründet und sich inzwischen das große Verdienst erworben hat, uns neben dem Gesamtwerk Knut Hamsuns in seinem Verlag eine Heimstätte nordischer Literatur von europäischer Bedeutung geschenkt zu haben.

Seine erschütternde Menschenklage „Hunger", das Zerr- und Leidensbild der damaligen Großstadt schlechthin, setzt Hamsun dann in den „Mysterien" dem eigentlichen Bekenntnisbuch des jungen Hamsun, weiter fort. Denn dieser Nagel in „Mysterien", der sich in heftiger und leidenschaftlicher Art mit den damaligen sozialen und geistigen Zuständen nicht nur seines Landes, sondern der ganzen Welt auseinandersetzt, dieser Skeptiker und verbitterte Kämpfer ist kein Anderer als der Dichter selbst. Unbefriedigt von seinem Schicksal und in eine tragische Liebesnot verstrickt, die infolge der von ihm erfühlten Begrenzung alles Irdischen zum Untergang führen muß, läßt Hamsun seinen Helden freiwillig aus dem Leben scheiden. Verzweifelt sucht und ringt der Dichter in jenen Jahren, um dann endlich im „Pan" zur eigentlichen Wesenheit seiner nordischen Seele zurückzufinden, im Einklang mit sich und dem All, ganz aufgehend in der Urweltlichkeit jener von keinem Hauch des modernen Maschinengeistes berührten nordischen Landschaft und Heimat. Hier sehen wir den Dichter als Menschen mit jenem gesunden Lebensinstinkt des unverweichlichten nordischen Naturmenschen begabt, der in sich den schlichten Glauben an das Edle und Gute im Menschen trägt und der seine Berufung darin sieht, daß er dem Göttlichen in der Natur und durch sie der Menschheit schlechthin dient. Er haßt den Einbruch der Großstadt und Zivilisation in den Bereich dieses seines Menschen, der noch ganz der Natur vermählt und im Banne seiner Landschaft und Sippe, seiner blutgebundenen Natürlichkeit lebt. Daher seine Abneigung und ironisierende Kritik, die fast immer — der großartigste Zug in seinen Dichtungen — mit einem köstlichen Humor durchwirkt ist, gegen alles, was irgendwie zu diesen modernen Mächten in Beziehung steht. Er wendet sich ab von dieser ihm zur grauenvollen Wirklichkeit gewordenen Großstadt mit ihrer technischen Zivilisation und Menschenknechtung, und gelangt so nach schweren inneren Kämpfen, über „Hunger" und „Mysterien" zu seinem Traumbild im „Pan". Hier gibt er den Menschen ganz der Natur zurück, läßt ihn Zwiegespräche halten mit sich selbst und der in tausendfältigen Wundern sich ihm offenbarenden Umwelt. Vielleicht mag gerade deshalb „Pan" das schönste und tiefste Buch des Dichters geworden sein.

Weiter geht dann des Dichters Sehnen über die „Letzte Freude" zum „Segen der Erde", wo sich das Ideal des Dichters, die Gemeinschaft des Menschen mit Gott und in der Natur, in fast biblischen Sinne wiederverkörpert. Doch auch in diesen stillen Frieden des Dichters und seiner lichten Menschen, die wieder ganz der Scholle und segenquellenden Mutter Erde verhaftet sind, dringt allmählich der Ruf unserer wirklichen Gegenwart mit all ihren Gefahren und Nöten. Wiederum fühlt Hamsun, daß seinen Menschen — es sind ja eben doch „seine" Idealmenschen, die da in „seiner" erdichteten und in ihm lebendig wirkenden Welt leben — daß diesem seinem Ideal erneut Gefahr und Vernichtung droht. Abermals greift er zur Abwehr im „Letzten Kapitel", das in der Art seiner ihm verhafteten Menschenschicksale und der humorvollen, wenn auch oft sehr bissigen Ironie des dichterischen Schöpfers wohl mit zu den besten Leistungen Hamsuns gezählt werden darf. Der ganze moderne Zivilisationshumbug erfährt hier eine geradezu klassische Karikierung. Was Hamsun hier im Kreis seiner Menschenschicksale, die alle um die Hamsunsche Erfindung der Touristeninvasion und des Sanatoriums als neueste „Kulturerrungenschaft" der entweihten Heimaterde gruppiert sind, anklagt, geißelt oder lächerlich macht, es kann getrost auf unsere gesamte Gegenwart übertragen werden nach des Dichters eigenem Wort und Urteilsspruch: Das letzte Kapitel in der Geschichte Europas war überall Egoismus und Gemeinheit, ganz Europa war ein Sanatorium, das auf falsche Berechnungen aufgebaut war.

Im „Landstreicher" endlich läßt Hamsun noch einmal seine Helden und Menschenschicksale an uns vorüberziehen. In seiner natürlichen Schlichtheit, seinem menschlichen Fehlen und Wollen, seinem sehnsuchtsvollen Herzen und ewigen Wandertrieb, zieht noch einmal der Landstreicher der Seele an uns vorüber und begleitet uns durch den unermeßlichen Reichtum der Welt dieses Dichters, in der es wogt und rauscht vom ewigen Wasser der Meere, dem Grün der Täler, Berge, Wälder und Acker, und nicht zuletzt von dem überwältigenden Reichtum der Seele jenes Hamsunschen Menschen, dem die ganze weite und schöne Erde Heimat und jeder wahrhafte Mensch Bruder und Freund zugleich ist.

Und doch scheint uns in dieser so wunderbaren kosmischen Einheit von Welt und Menschentum dieses Dichters ein „Etwas" zu fehlen. So klar und durchsichtig alle diese

Hamsunschen Menschen auch sein mögen, so unkompliziert und natürlich sich ihr Wesen uns gegenüber auch geben mag, plötzlich in der bangen Stunde seelischer Nöte — die es auch bei Hamsuns Menschen gibt, ja geben muß — stehen wir auch bei ihnen und mit ihnen vor einem Rätsel, einer dunklen Wirrnis der Seele, die von unserm Dichter mitunter gewaltsam durch ein willkürliches Ende (Tod, Selbstmord, Unglück u. a.) gelöst wird. Es fehlt also auch diesen Hamsunschen Menschen jenes „Etwas", das sie allein beim Abirren von der täglichen Helle ihres naturhaften Kosmos in die dunklen Gewalten der Finsternis und des Bösen, erneut aufrichten, zum Weiterkämpfen und positiven Überwinden, zur sieghaften Verklärung der Seele, zum letzten Frieden, führen kann: das persönliche Gotteserlebnis, der Glaube an die Erlösung durch das Kreuz des göttlichen Dulders. Nicht als ob unser Dichter das religiöse Problem absichtlich umgehen wollte. Er hat aus seinem ganz diesseitigen Lebensgefühl, seiner sogenannten „kosmischen" Weltanschauung, seiner stark pantheistischen Natureinstellung heraus ganz zwangsläufig seine Menschen so erfinden müssen als jene unkomplizierten, ganz den natürlichen Diesseitsbedingtheiten ihrer nordischen Landschaft lebenden Idealmenschen, die jedoch an der tatsächlichen Seelennot unserer konkreten Wirklichkeit scheitern müssen. Hamsun hat uns dies selbst, o Tragik des eigenen Schicksals, in seinen eigenen Dichtungen offenbaren müssen. In seinem gewaltigen Drama „Munken Vendt" hat er den Versuch einer Auseinandersetzung mit den überweltlichen Kräften des Seins und seinem Kernproblem, dem „Gotteserlebnis" versucht. Dieser Munken Vendt ringt ähnlich wie Ibsen in „Brand" und „Peer Gynt" nach einem Gott, einem deus caritas, jedoch mit dem grundsätzlichen Unterschied, daß Munken Vendt nach einem ganz diesseits gerichteten Gott, einem Gott des irdischen, naturhaften Glücks als letzte Erfüllung seines Sehnens sucht. In seiner ganz diesseitigen Verwurzelung jedoch, die das allmächtige Walten eines gerechten, strafenden und liebenden Gottes der Vorsehung nicht anerkennen kann, kann ihm das Ideal seines Gottes nie Erfüllung werden, so daß er schließlich in wilder Verzweiflung diesen Gott der Andern und der Kirche, den alten Gott des Christentums bitter angeklagt und schließlich in sich sterben läßt: „Der alte Jehova! Wir flehen, wir beten, wir fallen aufs Antlitz, wir lassen uns treten, wir zittern vor seinem Gebot und Gericht; wer aber, wer mahnt denn ihn seiner Pflicht?" Hier hat Hamsun gewiß erschütternd tief um das persönliche Gotteserlebnis des christlichen Menschen gerungen. Hier ist er einmal herausgetreten aus seiner kindhaft glücklichen Naivität des undifferenzierten, ganz dem Zauber des Urnatürlichen verhafteten Diesseitsmenschen und hat mit der tiefdramatischen Inbrunst eines Ibsen und Dostojewski nach letzter Klarheit gerungen. Das Resultat? Dieser Munken Vendt ist durchaus keine Figur im Hamsunschen Sinne, er war ein Experiment des Dichters, allerdings ein nicht zu Ende geführtes, ein tragisches Fragment, das uns eigentlich nichts weiter als die furchtbare Wahrheit enthüllt, daß diese herrlichen und so lebensfrohen Menschen Hamsuns auch der Gefahr seelischer Umnachtung und Verzweiflung ausgesetzt sind, und daß sie, sollte dies furchtbare Wahrheit und Wirklichkeit werden, bei ihrem Dichter leider keine Hilfe finden können. So gehört denn auch Munken Vendt nicht in die lichte Welt Hamsuns, sondern er ist zu Hause in jenem Bereich des Seelenkampfes, der seine dichterische Gestaltung fand in den Wirken der Ibsen, Lagerlöf, Undset bis hinüber zu den Russen Tolstoi und Dostojewski. Verstehen wir nun auch, warum etwa Sigrid Undset oder Selma Lagerlöf und auch all die Vorgenannten jener einsichtigen Klarheit und schlichten Natürlichkeit des Hamsunschen Idealmenschen entbehren mußten?

Wenn so uns also das dichterische Meisterwerk Hamsuns nicht letzte Klarheit und Wegführung im Kampfe unserer eigenen Seele gegen die Mächte des Bösen und der Finsternis sein kann, so wollen wir ihm dennoch dankbar sein, für alles uns Geschenkte, das auch uns in den Stunden der Ruhe und des Feiertags der Seele heilige Freude vermitteln kann an den Schönheiten des göttlichen Kosmos, seinen Meeren und Himmeln, seinen Bergen, Wäldern, Tälern und Fluren, und nicht zuletzt auch seines Kreatürlichen bis hinauf zum guten Menschen und dem ewigen Landstreicher der Seele.

Marburg Alex Emmerich

Hases Leben Jesu – hundert Jahre

1

„Das Leben Jesu. Ein Lehrbuch zunächst für akademische Vorlesungen von Dr. Karl Hase. Leipzig, bei Johann Friedrich Leich. 1829" — dessen Vorrede vom 26. Juli 1829 datiert ist — ist mit seinen 205 knappen Seiten nach den heutigen Begriffen ein allzu schmächtiges Büchlein. Es ist doch ein Markstein. Das erste wissenschaftliche Leben Jesu. Dieses Buch hat den Weg der unübersehbaren Leben Jesu-Literatur angebahnt und ist ihr erstes Denkmal geworden.

An sich ist es zwar im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß das 1800jährige Christentum vor diesem Buche kein wissenschaftliches „Leben Jesu" hervorgebracht hätte. Doch ist es so. Die Theologie ist auch in dieser Hinsicht sehr merkwürdige Wege gegangen. Was uns für etwas ganz Selbstverständliches gilt, was wir als natürliche Zusammenfassung und als notwendigen Ertrag aller neutestamentlichen Forschung erachten, nämlich das Leben Jesu in allen seinen Beziehungen klar herauszuarbeiten und darzulegen, ist ein kaum hundertjähriger Zweig der theologischen Wissenschaft.

Die ersten zusammenfassenden akademischen Vorlesungen über das Leben Jesu haben Schleiermacher (1819, 1823 und 1829) und Winer gehalten. Nach ihnen Karl Hase, zuerst 1823 in Tübingen, dann 1828 in Leipzig. Unter welchen Voraussetzungen und mit welchen Gefühlen er das tat, sagt Hase selber in seinen Jugenderinnerungen:

Das Leben Jesu war eine glückliche Eingebung, in so rascher Durchführung bedingt durch den Wunsch, nach dem Sinne der theologischen Fakultät wenigst möglich in das bisherige Recht eines Andern einzugreifen. Ich mußte freilich daran denken, daß, wer so von Kindesbeinen an alltäglich mit dem Herrn Jesus umgegangen ist, in dem alles Gute und Schöne in dieser einen Persönlichkeit sich ihm darstellte, wie dergleichen Leute in Württemberg nicht selten waren, daß ein solcher gar ein anderes Leben Jesu zu Stande bringen würde; indes bestand für solche Traulichkeit doch auch die Gefahr, die eigenen Phantasien in die geschichtliche Wirklichkeit einzumischen, statt mit strenger Aufrichtigkeit die verschiedenen Quellen um ihre geschichtliche Sicherheit zu befragen. Es gab damals auf diesem Gebiete nur populär erbauliche Werke von Heß, Opitz, Greiling und eben vollendet ein ganz ungeschicktes vierbändiges Buch von einem katholischen Geistlichen, Bodent. Ich sah mich ganz auf mich selbst gestellt und stand mitunter recht zaghaft unter der großen Aufgabe, zu der ich eine große Liebe faßte, und zuweilen ward es mir doch zumute, als wenn ich die geistige Nähe dessen über mir fühlte, den ich wie Dannecker eben in meiner Art darstellen wollte. Daß dies nur im Sinne einer menschlichen Entwicklung geschehen könne, war mir vollkommen klar, während meine religiöse Anschauung der Menschheit doch auch das wahrhaft Göttliche im Menschensohn erkannte, nur nicht in der mythischen Vorstellung eines Herabgekommenseins aus Himmelshöhen und einer zweifachen Natur, wie ein alter geistlicher Herr in Erwartung gegen mich aussprach, ich würde in dem einen Teile die Geschichte des Gottes, im andern die des Menschen behandeln, und nur zweifelhaft war dieser Ratgeber, mit welchem Teile anzufangen sei, wie das auf diesem Standpunkte allerdings zweifelhaft sein konnte. Es ist das Glück akademischer Vorlesungen, man muß vorwärts, die Stunde forderts, und ist manches bei so jungen Versuchen gar schwächlich bestellt, so liegt doch in der Frische und Unmittelbarkeit der Mitteilung etwas Anregendes für die Jugend. ...

Doch wars kein Übermaß von wirklichen Zuhörern, zum Hebräerbrief zwölf, zum Leben Jesu einige dreißig. (Ideale und Irrtümer. 1872.)

Nach der unliebsamen Unterbrechung des Hochverratsprozesses und der Gefängniszeit auf dem Hohenasperg, als er die Vorlesung Sommer 1828 in Leipzig hielt, wandte sich ihr die Aufmerksamkeit der Studierenden mehr zu:

Es war mir eine große Freude wieder die akademische Kathedra zu besteigen; durch das gewaltsame Abbrechen und in den Jahren der Entbehrung hatte ich empfunden, daß doch da meine Stätte sei. Ich trug in diesem Sommer den ersten Teil der Dogmatik vor, die ich als hier noch zur philosophischen Fakultät gehörig vorläufig christliche Philosophie nennen mußte, und das Leben Jesu. Dem angehenden Dozenten, der ich wieder war, ist die Zahl seiner Zuhörer von besonderer Bedeutung. In der Dogmatik waren es nach einigem Schwanken 43. Als ich zum „Leben Jesu" kam, das ein Publikum war, standen sie bis weit hinaus auf den Vorsaal, und es ging mir wie dem guten Rau, daß ich fast verlegen mich hindurchdrängen mußte, mancher fand keinen Platz, zuletzt waren unterzeichnet 168 und die haben ausgehalten. Es war in Tzschirners großem Auditorium, wo sein Sarg gestanden hatte, und es war die Erinnerung an meine Schrift über die Leipziger Disputation, die mir diesen glänzenden Anfang bereitete.

Der Erfolg der Vorlesungen legte es nahe, daß diese Zusammenfassungen auch literarisch zugänglich gemacht werden sollten. Dies desto mehr, da die Literatur keine rein wissenschaftlichen Bücher dieser Art aufzuweisen hatte. G. B. Winer schildert in seinem Biblischen Realwörterbuch (²1820, Bd. 1 S. 340) die Lage mit dem Satze: „Die neuern Bearbeitungen des Lebens Jesu haben größtenteils mehr einen asketischen als rein geschichtlichen Zweck; noch besitzen wir keine historisch-kritische Biographie Jesu, ungeachtet so mancher Vorarbeiten, welche die letzten Dezennien geliefert haben."

Hase selber reiht die Literaturerzeugnisse unter folgende Rubriken ein:

Die Darstellungen seit der Reformation theilen sich mit unbestimmten Gränzen in folgende Classen:

a) Auszüge und Paraphrasen von Harmonien, die den Übergang derselben zur Geschichte vermitteln.

b) Erbauliche Schriften, bloße Erzählung der Tatsachen mit ihrer Nutzanwendung aufs Leben; wohlgemeint, wenn Theile auch wohlgeschrieben, doch zu oberflächlich, um einer tiefen Sehnsucht nach der Bekanntschaft mit dem Herrn zu genügen.

c) Belehrende Umrisse für den Volks- und Jugendunterricht.

d) Versuche, die Geschichte Jesu durch offenen Gegensatz oder durch ihre Auffassung als Roman zu vernichten, vielleicht auch nur mit der vermeinten Aufklärung des Zeitalters zu versöhnen. Angriffe, durch welche die Wahrheit der Geschichte Jesu und die reine Größe seines Zweckes sich bewährte.

e) Reflexionen und Resultate über das Leben Jesu, meist apologetisch.

f) Populär wissenschaftliche Auffassungen mit psychologischen und antiquarischen Erläuterungen, soweit sie für die gebildeten Stände überhaupt verständlich schienen.

— Durch die drei letzten Classen ist die Idee und das Bedürfnis einer durchaus wissenschaftlichen Geschichte Jesu, zu der sich nur einige unvollständige Versuche und in einigen Lehrbüchern der biblischen Theologie ausgezeichnete Vorarbeiten finden, zur allgemeinen Anschauung gekommen. (Das Leben Jesu. 1829.)

Winer gab in seinem Biblischen Realwörterbuch nur eine Skizze vom Leben Jesu. Schleiermachers Vorlesungen kamen erst nach seinem Tode 1864 heraus; der junge Hase aber tat den kühnen Wurf und brachte den Leitfaden seiner Vorlesung, mit einer reichen Bibliographie ausgestattet, alsbald zum Druck. Zuerst machte er 1825 „voll Arbeitslust und Keckheit" stolz mit dem Freiherrn Cotta einen Vertrag. Dann wurde dieser Vertrag gelöst, aber 1829 kam das Buch heraus:

Ich habe diesen Sommer, da ich doch ein wenig über Italien und von der bildenden Kunst lernen wollte, nur abermals über das Leben Jesu gelesen, und die voriges Jahr nicht Platz gefunden hatten und die seitdem zur Universität gekommen waren, fanden sich fleißig ein. Auch ließ ich, nicht die Vorlesungen, aber einen Auszug daraus als Lehrbuch drucken, dessen Bogen die Zuhörer einzeln, wie sie aus der Presse kamen, erhielten; die erste wissenschaftliche Darstellung dieser neuen Wissenschaft „vom Leben Jesu", in der Ahnung ihrer großen stürmischen Zukunft ...*).

Budapest Lajos Szimonidesz

*) Bei der „großen stürmischen Zukunft" denkt Hase vornehmlich an die Aufregung um D. F. Strauß' „Leben Jesu", wohl auch an den Streit wider Schenkels „Charakterbild Jesu".

— Von dem Herrn Verfasser ging ein Manuskript ein: „Hundert Jahre wissenschaftliche Leben-Jesu-Literatur". Viel zu umfangreich für unser Blatt. Aber auch der Zustand der von Karl Hase mit so großen Hoffnungen begründeten Literatur, wie er heute ist, ermutigte uns nicht zum Abdruck. Dennoch schien es uns billig, das Gedächtnis an dieses nun 100 Jahr alte Büchlein Hases aufzufrischen, zumal in unsrer Jubiläums-frohen Zeit anscheinend Niemand daran gedacht hat. So drucken wir obiges Fragment, und bitten die Leser und den Verfasser um Entschuldigung, daß es nur ein Fragment ist. D H

Frate Lino von Parma

Die Blümlein des Frate Lino von Parma. Von Bevilacqua. Werl i. W., Franziskus-Druckerei. 1929. 94 S. 1.70 M.

Ich durfte hier kürzlich von Mathilda Wrede erzählen. Daraufhin wurde ich von einer Italienerin auf einen ähnlichen „fröhlichen Heiligen" aufmerksam gemacht, den auch eben erst verstorbenen Zuchthausgeistlichen von Parma, Frate Lino, der seines schweren Amtes über 25 Jahre, wirklich bis zu seiner Auflösung aus völliger Erschöpfung, gewaltet hat, der schon bei Lebzeiten und nun nach seinem Tode in Parma wie ein Heiliger verehrt wird, sogar — nach der Ansicht seiner Zuchthausschützlinge, die auch für uns etwas Überzeugendes hat — schon Wunder getan hat, wovon ich dann auch erzählen werde.

Parma wird durch den Fluß sichtbar in die Ober- und die Unterwelt geteilt. Auf dem einen Ufer wohnen die Reichen, die Gesicherten, die Satten, auf dem anderen die Enterbten, die Elenden, die verlorenen Söhne. Und wie Mathilda sich im finnischen Bürgerkriege als die Brücke bezeichnete, die über den Abgrund zwischen den Weißen und den Roten führte, so war Frate Lino die Brücke vom reichen zum armen Ufer. Und er wußte, mit einer Art von heiliger Schlauheit, seine Zwischenstellung zum Besten seiner armen Freunde auszunützen; genauer betrachtet auch zu dem der Reichen, die er, manchmal allerdings etwas gewaltsam, die Seligkeit des Gebens lehrte!

Zu einem üppigen Gastmahl geladen, erschien er immer freudig, packte sich seinen Teller, wie in der Zerstreutheit, übervoll, um dann verlegen zu bemerken, daß er eigentlich unwohl sei, nichts essen könne! Mit verständnisvollem Lächeln aufgefordert, ganz nach Belieben zu verfahren, brachte er sofort große Bogen Pergamentpapier aus den Tiefen seiner Kutte zum Vorschein, Fläschchen aus den weiten Ärmeln, und ließ Braten und Obst, Kuchen und Wein hineinverschwinden, die er dann eilig über den Fluß zum anderen Ufer trug.

Oder er ging in eifrigem Gespräch mit einem wohlgekleideten Freunde und rief plötzlich, wie erschrocken: „Ach, ach, haben Sie denn dies Mottenloch in Ihrem Mantel noch nicht bemerkt, oder diesen Fleck —? Solchen Mantel dürfte doch ein eleganter Mann wie Sie gar nicht mehr tragen!" Da besagter Schaden immer auf dem Rücken des Mantels war, mußte er abgelegt werden, um ihn besehen zu können, und sofort war Frate Lino mit seiner Beute auf dem Arm entwischt, — kaum, daß er sich noch bedankte!

Immerhin wußte er wohl, was er seinen reichen Freunden zumuten dürfe, und was nicht. Ein Freund, der ihn, schwer bepackt, zum armen Ufer hasten sah und ihn scherzhaft zu seiner reichen Beute beglückwünschte, erzählt, daß Frate Lino aus der umhüllenden Kutte einen elenden Säugling auswickelte und ihm zeigte. Die Mutter hatte das Kind verlassen, er hatte es halb verhungert gefunden.

„Weshalb bringen Sie es denn nicht zu Ihren reichen Freunden?"

„Weil ich keinen finden würde, der mir das Kind abnimmt, aber meine armen Frauen werden wetteifern, das Arme zu retten!"

Denn über die Mauern des Zuchthauses hinaus, erstreckte sich Frate Linos Hilfstätigkeit auf das ganze Armenviertel, und er ließ die Sonne seiner Liebe leuchten über Säufer und Diebe, Dirnen und Vagabunden

— es gab keine schlechten Menschen für ihn, nur unglückliche, mißleitete, hilfsbedürftige.

Und wie bei Mathilda wurde diese grenzenlose Liebe, dieses unbedingte Vertrauen mit gleicher Münze bezahlt. Für ihn hätte Jeder alles getan! Als im Zuchthaus für eine nächtliche Frühgeburt keine Windel aufzutreiben war, eilte Frate Lino in das nahegelegene Bordell, und kam reich beschenkt mit Leinwand und wollenen Decken zurück.

Er wurde das Refugium Peccatorum genannt. „Keine Streitigkeiten zwischen Eheleuten, keine gefährdete Waise auf der Straße, keine entfliehenden Liebespaare, kein verlorener Sohn, kein verführtes Mädchen, kein Vorbestrafter im Zwiste mit der Polizei — da ist nichts, dem Frate Lino nicht abgeholfen, Niemand, der nicht seine Hilfe erbeten hätte. — Wieviel häusliches Elend ist nicht durch sein Eingreifen verhütet worden! — Im Grunde halten sich auch die Justizbeamten an ihn als einen wertvollen Mitarbeiter; gerne drücken sie ein Auge zu ob irgendwelchen — verwegenen Eifers, der manchmal geradezu strafbar erscheint. Wie damals, als er gelegentlich eines seiner gewohnten Besuche bei einem Untersuchungsrichter während dessen Abwesenheit unter den Papieren auf dem Schreibtisch einen eben unterschriebenen Haftbefehl entdeckt. Eine halbe Stunde später — und der Kunde ist bereits entwischt. Stellt euch den Unwillen des Richters vor, der außer sich gerät, weil er den Braten riecht! „Sagen Sie's nur Ihrem lieben Franziskanerpater, fährt er den Anwalt an, daß wir eines schönen Tages doch noch mit ihm abrechnen werden!"

Armer Frate Lino! Wären all diese Drohungen in Erfüllung gegangen, lange schon jäße er hinter Schloß und Riegel!

In der „roten Woche" von Parma, im Juni 1914, bestand die allgemeine Beliebtheit des Frate Lino im wahrsten Sinne des Wortes die Feuerprobe. Eine meuternde Menge tobte durch die ganze Stadt, und überall wurden die Kirchen und Klöster zu Zielpunkten unsinniger Zerstörungswut.

Das Kloster Frate Linos jedoch schützte gleich einer Ringmauer das Losungswort der entfesselten Menge: „Haltet ein — hier wohnt Frate Lino. Und sie zogen vorbei; ja einer blieb als Wachtposten vor dem Tore stehen.

Die Folge dieser Tumulte war der Prozeß gegen die 60 Angeklagten von Parma, der vor dem Schwurgericht von Lucca geführt wurde. Zeugen, Geschworene, Richter, Volk, — alle standen einmütig feindselig gegenüber jener Rotte düsterer Gesellen, die dort hinter den Gittern in Ketten lagen.

In der Zeit, die seit dem Aufruhr verflossen war, hatte Frate Lino sich rastlos bemüht, hatte in den Straßen von Parma gebettelt, um den Familien der Verhafteten beizustehen, die, die ihre Ernährer verloren hatten, vor der äußersten Not zu bewahren. Nun sollte er auf Wunsch der Verteidiger bei der Verhandlung in Lucca als Entlastungszeuge erscheinen. Ein Augenzeuge berichtet darüber:

Frate Lino tritt ein! Der Würde des Raumes und seiner eigenen Rolle als Zeuge völlig vergessend, stürzt er mit ausgebreiteten Armen auf die Gitter zu, dahinter die Verhafteten sich drängen, als wolle er sie alle in einer einzigen weiten Umarmung an sich reißen; ruft den einen oder andern mit Namen, spricht ihnen zu in wärmsten Tönen der Liebe, versucht sie zu küssen, indem er das Gesicht zwischen die Gitterstäbe drängt. Und jene — erschüttert, hingerissen — rufen, flehen, jammern: „Frate Lino! Frate Lino, ach, unser Frate Lino!" Und den ganzen Saal erfüllen die Schauer einer unbezwinglichen Ergriffenheit! Aller Augen leuchten; Schluchzen, halberstickte Seufzer, Tränen der heftig bewegten Menge! Rührung und Erschütterung sogar unter den Geschworenen, den Vorsitzenden und Anwälten. Wie frische Wellen ein von der Sonne ausgedörrtes Feld überströmen und neu beleben, so fühlen alle sich in dieser Stunde gut und barmherzig und verbrüdert. „Du Armster!" ruft indessen Frate Lino, während er einen nach dem andern seiner Schützlinge erkennt. Und ahnt nicht, daß er der Held eines großen dramatischen Auftritts ist! „Wie, auch du hier? Du, ein so guter Mensch! ... und auch du?! ... ach sieh, sogar du ... und ihr! ..."

Jeder Vorsatz, Strenge walten zu lassen, scheitert an dem unerschütterlichen Vertrauen des Heiligen, der diese Armen, Ausgestoßenen kennt, der von der Höhe seines makellosen Lebens herab, soviel Gutes, das in ihren Seelen schlummerte, zu erfassen und ans Licht zu fördern verstanden hat. ... Es erübrigt hinzuzufügen, daß die Verteidiger sich in ihren Reden die allgemeine Rührung zunutze machten. Das Wunder war schon gewirkt worden durch die Liebe des Mönches, der kein Redner war, ja, den diese Tatsache schon oft geschmerzt hatte, der sich diesen Mangel oft vorwarf, als trüge er die Schuld daran. Die Sechzig wurden freigesprochen! Und dieser Freispruch bedeutet den höchsten Triumph in Frate Linos Leben.

Dennoch hat Frate Lino nach seinem Tode noch ein größeres Wunder bewirkt, und ich möchte es zum Schluß mit den Worten des Gefangenen erzählen, der den Bericht darüber für eine Parmensische Zeitung machen durfte.

Vorher ist zu sagen, daß die Gefangenen vor Schmerz und Aufregung ganz außer sich gerieten, als sie, nach Frate Linos Tode, von der allgemeinen Trauer ausgeschlossen sein sollten. Auf ihr leidenschaftliches Flehen wurde dann zuletzt erlaubt, daß ihr toter Geistlicher die letzte Nacht vor der Beisetzung im Zuchthaus sein solle. Er lag in dem Sarg, den die Sträflinge selber gemacht, mit ihrem eigenen Gelde das kostbare Holz dazu gekauft hatten. Vierhundert Gefangene hielten ihm die letzte Leichenwacht. Einer davon schreibt:

... Um fünf Uhr früh begann der Vorüberzug der Gefangenen an dem Sarge. Vierhundert von uns haben weinend ihren großen Wohltäter und liebevollen Freund zum letzten Mal geküßt. Um 6 Uhr begann die Messe. ... Alle weinten wir bei den Worten des Priesters. ... Da war nichts von Obrigkeit mehr, nichts mehr von Wache, nichts mehr von Gefangenen. Jeder Unterschied war aufgelöst in gemeinsamem Leid. Dies war kein Gefängnis mehr, es war eine große Familie, die sich versammelt hatte, ihr Teuerstes, das Oberhaupt dieser unseligen Familie, zu beweinen. ... Nach der Aussegnung bildete sich ein Trauerzug, vierzig von uns trugen brennende Kerzen; manche hatten auch nur ganz kurze Lichtstümpfchen, wie sie sie eben in der Eile hatten auftreiben können. Wir trugen den Sarg, ihm folgten die Wachen, die Vorgesetzten und noch andere Leute, die zu der Trauerfeier gekommen waren. Was dann geschah, ist etwas ganz Unglaubliches und ganz Unbegreifliches. Alle Gittertüren, die das Gefängnis nach außen hin abschließen, waren geöffnet. Niemand hat daran gedacht, daß sich in jenem Trauerzuge vierzig Zuchthäusler befanden, darunter manche bis zu 20, 25, ja 30 Jahren Kerkerstrafe verurteilt. Niemand hat daran gedacht, daß unter jenen Sträflingen sich mancher befand, der ohne Weiteres bereit gewesen wäre, ein Verbrechen zu begehen, nur um die verlorene Freiheit wieder zu erlangen. — Wir Gefangene, die wir Tag und Nacht unter Aufsicht stehen, wir, die man mit dem Gewehr bewacht aus Furcht, wir könnten entfliehen — wir befanden uns mit einem Male im äußeren Hof, wo auch das letzte Tor noch offen stand.

Und kein Mensch dachte daran, es schließen zu lassen. Niemand hat uns gesagt, daß wir den teuren Leichnam bis hinaus begleiten sollten. Und so befanden wir uns plötzlich draußen, wie durch einen Zauber. Wir selbst haben den Sarg unseres Heiligen auf den Wagen gehoben; weinend sind wir auf die Knie gesunken, weinend

haben wir gesehen, wie man unsern Tröster, unsern innig verehrten Vater wegführte. Und als der Wagen unsern Blicken entschwunden war, sind wir aufgestanden, und ohne daß uns Jemand geboten hätte hineinzugehen, sind wir alle stillschweigend wieder in unser Gefängnis zurückgekehrt. Und haben erst nach einiger Zeit daran gedacht, daß wir für ein paar Augenblicke frei waren. — Wenn Sie von der strengen Zucht im Gefängnis eine leise Ahnung haben, so wissen Sie, was sich an jenem Morgen bei uns hier in St. Franziskus begeben hat ... es wird Ihnen ganz unglaubhaft vorkommen, wie ein Märchen. ..

Ein Märchen —? Nein, kein Märchen, ein Wunder — das ewig neue Wunder, daß ein wirklich guter, reiner Mensch, dessen Herz ganz von Bruderliebe erfüllt ist, allem Bösen obsiegen muß!

Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden das Erdreich besitzen!

Dornburg (Saale) Lili du Bois-Reymond

Bücher und Schriften

Wunderbare Welt. Von Ludwig Reeg. München, C. H. Beck (1929). 234 S. Geb. 5 M.

Ein Buch von Reeg ist immer befreiend. Das kommt, weil er in die Wirklichkeit, in die Dinge selbst hineingeht und ihr Eigenleben, ihren Atem spürbar macht. Er führt nicht schnell aus einer Not heraus, er geht vielmehr ganz hinein, um auf dem Grund den lebendigen Keim der Notwende zu ertasten. Er kann nichts biegen, wie es vielleicht gerade wünschenswert erscheint, weil seine Ehrfurcht vor dem Leben zu stark ist, aber er hat die große Gabe, das Leben in den Dingen, die er in Worte faßt, in den Gedanken, die er formt, nicht zu töten, sondern schwingen zu lassen. Diese leichte Hand wird irgendwie geführt von einer großen Sicherheit.

Sein Buch „Die wunderbare Welt" ist aus der Not des Religionsunterrichts entstanden. Es bringt eine Befreiung, ein Aufatmen vielleicht zuerst für die Mutter; denn nichts ist so empfindlich für das leiseste Verbiegen des Lebens, die leiseste Fälschung, Trübung oder künstliche Steigerung wie grade und frei gewachsene Kinderseelen. Deshalb spürt die Mutter am stärksten und unmittelbarsten die Hilflosigkeiten und Schwächen unseres Religionsunterrichts, spürt sie am verlegenen Schweigen des Kindes, an der stummen, prüfenden Frage, die hinter seinem Erzählen lauert, später an der Gleichgültigkeit, an der offenen Kritik. Was tragenden Grund für das Leben des Kindes legen sollte, wird oft zum fragwürdigen Gegenstand mühsam aufrecht erhaltener Achtung. Glücklich das Kind, dem durch eine starke Persönlichkeit der Unterricht lebendig gemacht wird. Aber die Jugend spürt selbst, daß sie diesen tragenden Grund braucht, sie verlangt eine Bindung, und schon lauert deutlich die Gefahr, daß, aus dem Gefühl des Mangels herausfliehend, neue willkürliche Bindungen und religiöse Formen gesucht und künstlich gemacht werden, die, — allzu menschlich, — das Leben wieder einengen müssen. — Aus diesen Sorgen führt uns Reegs Buch hinaus wie aus enger Luft in einen kräftig schönen Herbsttag. Da draußen fällt uns nicht ein, etwas halten zu wollen, was sterben will, denn die Erde unter dem welken Laub duftet schon nach Frühling. Das will Reeg uns zeigen. Wir sollen die Anfänge spüren, die in allen sterbenden Formen und in allen Nöten schon keimen, wie unter den abfallenden Blättern die Keime des Frühlings schon warten. Das Spüren kommender Begegnungen zu stärken, das Auge für wachsende Keime zu schärfen, die Hände zum Loslassen und Lockern zu üben ist die Aufgabe dieser Schrift. „Sie will helfen, los zu lassen, was wir Menschen halten können, damit wir geschickt werden, zu empfangen, was Gott allein zu geben vermag. Sie möchte mithelfen, daß Kind und Bibel sich wieder begegnen. Zu einer neuen Form, die Gott gibt, steht sie wartend, festlich wartend." Es weht manch kräftiger Sturm durch dies herbstliche Frühlingsbuch, fegt gegen erstarrte Formen des Unterrichts, so vor allem gegen die Methode der konzentrischen Kreise, schafft Raum für Neues Begegnen. Denn die Bibel selbst, diese Urgeschichte der Begegnungen zwischen Gott und Mensch umfaßt dies Sterben und Neu-Werden-wollen, so wie Natur den Herbst und Frühling umfaßt. Sie ist selbst Natur geworden, aus der Reeg schöpft mit feiner sicherer Hand. Die Wahl und die Führung durch die Welt der Bibel mit dem Ziel Jesus erscheint Reeg heute als die Kunst des Lehrenden. Jede Zeit und jedes Volk darf und muß dies für ihr Bedürfen, für seine Art wählen.

Reeg bringt in seinem Buch die Geschichten der Erzväter, dann Schöpfung und Sündenfall, dann die Geschichte Moses, des Volksführers. Am Ende des Buches skizziert er mit wenigen, klaren, sicheren Strichen den weiteren Gang des Unterrichts bis zu Jesus. Wir sehen Lehrer und Kind in diese Wirklichkeit Gottes, in diese Natur und Schicksalswelt des Alten Testaments eintreten befreiten und freudigen Herzens. Denn: „Die Welt der Bibel ist auch die des Kindes, ist auch die des freien Menschen, ‚den Natur am Busen hält', des freien Menschen der Gnade, der hungert und empfängt und von Wundern überschüttet wird." Zum Wunder, zur „wunderbaren Welt" geht Reegs Weg.

Es gehört zum Eigenartigsten unter den vielerlei neuen Gesichtspunkten des Buches, wie Reeg den Begriff des Wunders lebendig macht. Er belastet das Kind mit keiner Erzählung von zauberhaften Wundern, wie z. B. der Aufrichtung der ehernen Schlange, weil er das für unfruchtbar hält. „Wir verzichten grundsätzlich auf das Zauberwunder und benutzen diese wesentliche Stoffersparnis, um die köstliche Entfaltung des Offenbarungswunders um so ausgiebiger aufzunehmen." Dies Offenbarungswunder ist nicht ein unorganisches, wunderliches, äußeres Geschehen, sondern das Erscheinen der ewig wunderbaren Weltordnung in der Fläche unseres Lebens, ein Tiefenblick in Zusammenhänge des Lebens, in den „Sinn". „Silberblick des Lebens" nennt Humboldt einmal solche Schau. Gar manchmal mögen Traum und Sinnbild Ausdruck dafür sein. Wenn Reeg nach der Erzählung von Jakobs Himmelstraum das Kind in Gedanken hinausführt unter den Sternenhimmel oder zu einem jubelnden Frühlingsmorgen ins Feld, wo das Herz leicht wird und Gott spürt, so öffnet er ihm den Weg, auf dem es dieser Wundernatur Gottes im eigenen Leben begegnen wird wie einst Jakob. Er öffnet ihm auch den Weg zu den Gleichnissen Jesu. „Des Wunders Inbegriff" nennt Reeg einmal die Freiheit, die Gott einem Menschen schenkt, der in der Tiefe von Not und Schuld keinen Trost mehr sah. Dies Wunder der inneren Freiheit, „die allein diesen Namen verdient", wächst auf dem Boden des Unbedingten, nach dem unsere Jugend, bewußt oder unbewußt verlangt mit allem irren Freiheitsdrang, mit aller Abenteuerlust und aller Ablehnung menschlicher Relativitäten. In Abrahams Gehorsam, in Josephs Einsamkeit, in Moses Führerkraft tritt dies Unbedingte an das Kind heran, und läßt es wachsen in einer Welt des Wunders und der Freiheit, „in der es ja steht, wenn wir es nicht herausreißen". „Das große Wunder lebendiger Gotteswelt, still wie die helleuchtende, warme Sonne, und bewegt, wie die wehende Luft, wird dem Kind die frohe Ehrfurcht ins Herz senken vor dem Gott, dessen Wille und Ordnung das größte Gewicht hat in Welt und Leben".

Diese Wendung des Begriffs „Wunder", weg von einem einmaligen widernatürlichen Geschehen, hin zu einer immer neuen, natureinigen, heute wie damals sich offenbarenden „tiefen Wirklichkeit" scheint mir ein Beweis, wie deutsch, wie wesenseigen wir aus den ewigen Wahrheiten schöpfen können, die in fremdem Volk, in fremdem Land, in fremder Zeit für alle Zeiten und Völker gewachsen sind. Beim Lesen von Reegs Buch wird das Klagen über unsere Zeit der Auflösung still, wir freuen uns der Zeit, die Raum schafft für neue Begegnungen, neue „Wunder". Mögen sich Viele finden, die auf freier Bahn lösend und schaffend weiter helfen.

Hilda Graubner

Philosophie und Christentum bei Kierkegaard. Von Hermann Diem. München, Chr. Kaiser Verlag 1929. 12, geb. 14 M.

Eine Arbeit von peinlicher Gründlichkeit, in der die ganze Leidenschaft eines Denkens, das seine eigene Existenz in all diesen Fragen gemeint weiß, den zu Ende gegangenen Weg zuvor unbekannten Zieles in schwerer, nüchterner Denkarbeit absteckt, nachdem es zuvor an jedes Zweiglein des Kierkegaardschen Schaffens nach Früchten geklopft, d. h. nachdem es die von Kierkegaard und seinen Pseudonymen dargelegten Anschauungen existenziell (d. h. nicht interesselos, sondern als solche, die für die eigene Existenz des geschaffenen Menschen von zwingender Bedeutung sind) gedacht und durch sie Erweiterung des Denkens und Existierens gesucht hat, — wie denn Kierkegaards Dialektik ohne diese existierende (die eigene, bisherige Existenz aufs Spiel setzende) Aneignung keinen Sinn hat Fast möchte man sagen, es sei bei dieser Arbeit ein neues Kierkegaardsches Pseudonym herausgekommen, die Darstellung eines Lebensstadiums eines Menschen von Fleisch und Blut, diesmal eines logischen Denkers, der mit Einsetzung seines Lebens die Kierkegaardschen Stadien durchläuft.

Wichtig ist die Arbeit, abgesehen von ihrer methodischen Seite (sie spricht nur von der Frage, nie von dem Menschen Kierkegaard!) durch ihre intensive Auseinandersetzung mit den logischen Problemen, die für Kierkegaard wichtig sind, insbesondere etwa des Zeitproblems (in unbenamter Auseinandersetzung mit Karl Heim); weniger treffend scheint die Aussprache mit dem von der Kritik so wenig beachteten, freilich gänzlich unsensationellen Heinrich Barth.

Bei der biographischen Unzugänglichkeit Kierkegaards (dieser will verborgen bleiben, damit der Weg zu seiner Person nicht von der Sache abführe! unter Anerkennung dieser Voraussetzung nur hat Przywara recht, wenn er in seinem neuen Buch über Kierkegaard sagt, daß man bei dem Bekenntnischarakter seiner Schriften und ihrer unausweichlichen Bezogenheit auf die menschliche Existenz die Möglichkeit und das Recht habe, auch nach seinem Leben zu fragen) haben wir hier ein systematisches Kierkegaard-Buch, das bis zur Stunde ohne Nachbarn ist.

Karl Wessendorf

Goethe und das Christentum. Von Wilhelm Fliedner. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1930. 147 S. 4 M.

Es handelt sich in diesem Buch um einen Vergleich der Religion und Ethik Goethes mit Hauptvertretern des Christentums. Man

darf also nicht mit der Erwartung grundsätzlicher Behandlung zu der Schrift greifen. Was hier Christentum genannt wird, ist in der Hauptsache das Lebensgefühl einiger seiner Vertreter; der Verfasser wählt aus: Pietismus, Schleiermacher, Luther, Augustin, Paulus, Jesus. Hiergegen ist freilich allerlei zu sagen und es sei nur gefragt, ob man nicht im Lebensgefühl und dieser oder jener Anschauung recht weitgehend übereinstimmen kann, ohne daß man auf gleichem Glaubensboden steht; ob hier überhaupt Vergleiche und Folgerungen sinnvoll sind? Daß die Schrift unter den Gesichtspunkten des Verfassers viele Goetheworte zusammenstellt, macht sie ergiebig. Auch unsere jüngeren Theologen sollten sich mehr mit Goethe auseinandersetzen; sie werden es freilich auf andere Weise tun als es hier geschehen ist. Aber die Nachweise goethescher Christlichkeit und Antichristlichkeit sind gut gesammelt, und so wird man zu diesem Hilfsmittel greifen. Wilhelm Loew

Leidenschaft und Klarheit. Von Ernst Vincent. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1930. 91 S. 4 M.

Eine Vortragsreihe mit dem Untertitel: Frauen im Leben Goethes. Sehr lesenswert. Man stößt sich bisweilen an dem etwas schwungvollen Stil, der sich aber aus der Vortragsform erklärt. Man wird recht gut in Goethes Lebensgesetz geführt, in die Spannungen zwischen gestaltloser Sehnsucht und dem Willen zu gehaltener Form. Wilhelm Loew

Frauen der Romantik. Von Margarete Susmann. Jena, Eugen Diederichs. 179 S. 5 M.

Es ist wohl kaum etwas so Grundlegendes, Verstehendes und Klärendes auf engem Raum über die Romantik gesagt worden, wie hier in der Vorrede — positiv wie negativ. Die notwendigen Grenzen werden festgestellt wie aber auch die Tatsache, daß man diese Grenzen überschreiten mußte, bzw. versuchen mußte, über sie hinaus zu kommen. In logischer und doch denkerisch organischer Weise baut Margarete Susmann auf — in diesem ganzen Buche, in dem sie Caroline, Dorothea, Rahel, Bettina und die Günderode „darstellt", d. h. hier: aus den Wurzeln ihres geistigen Wachstums werden läßt. Beispielsweise ist das Schicksal Carolinens (man möchte sagen bei ihrer sich immer wieder durchkämpfenden Bejahung dieses Menschen ohne Reue), dieses immensen Geistes und doch so vitalen Charakters in seiner ganzen Bedeutsamkeit für die Männer der Romantik gestaltet, als handele es sich nicht mehr um Historie, sondern um Dichtung. Und doch eben — es ist die geistige Wahrheit dieses Buches, daß es als Dichtung erscheinen kann und doch historisch ist. Solche Qualität hat es durch die Versenkung, durch die persönliche Anteilnahme, durch die Tiefe der Erkenntnis und den Blick der Unmittelbarkeit, den Blick für seelische Wirklichkeiten. Durch das alles konnte die Verfasserin uns das bedeutsame ... ja eins der bedeutsamsten Bücher, die je über die Romantik geschrieben wurden (und es gibt deren viele — sensationelle und gute), geben. Das soll ihr wahrhaftig gedankt sein in einer Zeit, in der gar manches wankt und gerade manches Frauenlieben und -leben nicht verstanden werden kann ... einer Zeit, an der eben auch viele Menschen an ihr (und das ist schließlich doch immer am Ewigen an den Diskrepanzen des Dies- und Jenseitigen, des Geistes und der Seele und auch des Leibes ...) leiden. Erich Bockemühl

Jugenderinnerungen. Von Paul Ernst. München, Georg Müller 1930. 344 S. 12 M.

Allein um seiner kulturhistorischen Darstellungen des Harzer Bergbaus, der Verhältnisse des Handwerks, des Bergmanns, des Lebens in den Harzer Bergstädten und nicht weniger um seiner Schilderungen des Waldes und der Wälder, der Berg- und Tallandschaften willen hat das Buch seinen besonderen Reiz und Wert. Aber diese Gestaltungen sind nicht für sich selber da. Paul Ernst ist sich als alternder Mensch seines Lebens und Wesens so stark bewußt, er hat sich selbst und seine Kindheit so sehr durchforscht, daß er sich in den kleinsten Einzelheiten seiner Umgebung, aber auch in den fernsten Beziehungen wiederfindet, und daß er sie darstellen muß, um sein Leben in den Verzweigungen mancherlei Art wie auch in seinem Wurzelkern, seinen letzten und innersten Bedingtheiten, dem Leser (und sich selber nicht weniger) verständlich zu machen. „Ich habe mich selber zum Dichter erzogen" — sagt er und meint damit, daß er auf Grund eines inneren Zwanges unbeirrbar war, wie letztlich jede Kindheit unbeirrbar ist und sein muß, so sehr auch Erwachsene und selbst die liebenden Erwachsenen sie beirren müssen. Dieser begabteste und schlechteste Schüler Paul Ernst, der nie wußte, was der Unterricht eigentlich wollte, der die grammatischen Regeln wohl lernte, aber in sich keinen Drang verspürte, sie anzuwenden, der die inneren Beziehungen nicht verstand; dieser Junge, der eigentlich immer das Gegenteil tat — ging instinktiv seinen Weg. Wenn er seine Burg baute oder seine Bücher las und immer „nur" die Schule vernachlässigte, geschah immer das Richtige, in dem Sinne eben, daß alles Leben sich nach eigener Gesetzmäßigkeit erfüllt. Und dieses Kindheitsbuch des Dichters Ernst ist ein selten schöner (unbeabsichtigter und darum um so stärkerer) Beweis dafür, daß das Leben des Kindes autonom ist; daß die Normen der Entwicklung des kindlichen Lebens am wenigsten in den Meinungen und Büchern der Lehrer sind, sondern innen im werdenden Menschen selbst. Man könnte von der Tragik dieses (und jedes) Kinderlebens schreiben, vom Leid der Kindheit, wie es gewiß viel im Metaphysischen oder im Menschsein bedingt ist, wie es aber mehr noch seine Ursache in der sonderbaren Einstellung der Erwachsenen zum Kinde hat. Da das Buch die Zeit von den ersten Lebenstagen bis zur Universität umfaßt, ist es nicht verwunderlich, daß es (als von einem begabten Menschen handelnd, der schon als Knabe die Philosophen las) auch ein Spiegel des geistigen Lebens des vorigen Jahrhunderts ist. Aber in Allem ist es die Darstellung des Wesens des aristokratischen Dichters und konservativen Menschen Paul Ernst, der immer außerhalb der Zeit stand, verbunden mit dem Kosmos und dem Ewigen, in kindhaft tiefer Frömmigkeit unendlich frei! Die Darstellung einer einfachen Natur, die selbst äußerlich mit den guten elterlichen Möbeln verbunden bleibt, — eines Menschen aber auch, der sich trotz allem nicht vereinzelt, sondern in weitester Verantwortung gebunden fühlt. Ein ganzes Leben spiegelt sich in diesem Kindheitsbuch wieder, das, wunderbar einheitlich in seiner weitzerstreuten Vielseitigkeit, vor Allem darin wertvoll ist, daß es besser wie jedes pädagogische in seiner Eigenschaft als Dichtung gerade das zeigt, was die Kindheit ist, wie sie ein Leben für sich ist, mit eigener Gesetzmäßigkeit und dem immer sicheren pflanzlichen Instinkt für das ihr selbst Gemäße.

Erich Bockemühl

Hans Thoma. Aus achtzig Jahren. Ein Lebensbild aus Briefen und Tagebüchern, gestaltet von Jos. Aug. Beringer. Leipzig, Koehler u. Amelung. 20 Bilder. 347 S. Geb. 10 M.

Nachdem 1928 der Briefwechsel Hans Thomas und Henry Thodes von dem Mannheimer Kunsthistoriker Dr. Beringer als erster Band der „Gesammelten Schriften und Briefe" herausgegeben worden ist, läßt dieser heuer einen zweiten Band des Thoma-Werkes im selben Umfang und Geist erscheinen. Derselbe enthält außer einer großen Zahl von Briefen, die mit der Ankunft des Verfassers am 3. Oktober 1859 in Karlsruhe beginnen und mit einem Beileidschreiben an die badische Großherzogin vom 27. April 1923 schließen, auch Tagebuchblätter des Meisters. Aus beiden setzt sich unter der ordnenden und sichtenden Hand des mit dem Leben und Wirken Thomas außergewöhnlich vertrauten Freundes ein anschauliches und fesselndes Lebensbild zusammen. Unter den Briefempfängern sind außer der Mutter und Schwester, denen in bestimmten Abständen regelmäßig und wohl nach Vereinbarung zu schreiben dem Sohn und Bruder Pietätspflicht und Herzensbedürfnis war, meist Künstler und Weggenossen, wie A. Lang, E. Lugo, O. Scholderer, K. Haider, W. Steinhausen, Momme-Nissen, auch Kunstfreunde und Literaten wie Bayersdorfer, Thode, Langbehn (Verfasser des „Rembrandt als Erzieher"), Dr. Eiser, Küchler, Küchler-Bergmann, Beringer, Hindenburg-Burgdorff, auch sonstige hervorragende Persönlichkeiten (die beiden Großherzöge Friedrich I. und II., Großherzogin Luise, Cosima Wagner u. A.) vertreten. Die unbefangene, schlichte, am Leben Anderer herzlich teilnehmende, ja fürsorgende Art, der ungezwungene und bei aller Natürlichkeit und Frische doch immer beherrschte Ton, die auch ohne Gelehrsamkeit errungene Kunst-, Welt- und Menschenkenntnis, und nicht zuletzt die auch durch diese Briefe und Blätter völlig unaufdringlich und unbeabsichtigt sich offenbarende Frömmigkeit und Herzensreinheit machen das Lesen nicht nur zum Genuß, sondern auch zur Geisteserhebung und Herzensstärkung. Einen ganz besonderen Reiz haben die Briefe von seinem ersten italienischen Aufenthalt durch die darin atmende ungebrochene, reine Freude, unbeirrte Weltaufgeschlossenheit und demütige Dankbarkeit des Menschen und Künstlers.

Karl Kühner

Kunstblätter von W. Steinhausen, Hans Thoma u. A. im Verlag der Kunstdruckerei Künstlerbund Karlsruhe. Einzeln von 10 und 30 Pfg. an bis zu 12 M.

Wilhelm Steinhausen hat lange Jahre hindurch beim Künstlerbund Radierungen, Kohlenzeichnungen und Lithographien, auch farbige Reproduktionen (diese in großem Format „Maria" und „Martha", „Jüngling zu Nain", „Gethsemane" und „Emmaus" betitelt) erscheinen lassen. Der Verlag bietet nun, um die feinsinnigen und gemütvollen Werke den auch weniger bemittelten Freunden der Kunst Steinhausens zugänglich zu machen, viele derselben zu einem in vielen Fällen um 60 % verkürzten Preis an, also zu 6 und 12 M. das Einzelblatt. Ein neuer Katalog des Verlags orientiert über die Einzelheiten. Zum Verschenken an Mütter und Kranke und Verteilen bei Vereinsfesten und kirchlichen Feiern eignen sich die gut reproduzierten Motive „Mutter und Kind", sowie „Befiehl du deine Wege" von W. Steinhausen (in zweifachem Format zu 30 Pfg. und zu 10 Pfg.), ferner die H. Thomablätter: Weltschöpfer, Golgatha, Nikodemus, die Samariterin, und die Weihnachtsblätter von H. Schrödter und Süß zu je 30 Pfg. An die sinnige Weihnachtskarte mit Hans Thomas „Stille Nacht" zu 10 und 15 Pfg. sei noch besonders erinnert.

Karl Kühner

*

Kirchengeschichte Hamburgs. Erster Band: Die Hamburgische Kirche im Zeichen der Mission und im Glanze der erzbischöflichen Würde. Von D. Dr. Johann Simon Schöffel. Hamburg, Friedrichsen, de Gruyter u. Co. 1929. 229 S. 10, geb. 12 M.

Ein in die Augen fallendes Kennzeichen der Hamburger Kirche seit den Tagen der Reformation ist die Aufgeschlossenheit ihrer

Führer für wissenschaftliche Aufgaben. Merkwürdig, daß dieser wissenschaftliche Sinn, von Einzelarbeiten abgesehen, kaum der Darstellung der eigenen kirchlichen Vergangenheit zugute gekommen ist. Vor 200 Jahren ist die letzte Kirchengeschichte Hamburgs geschrieben worden, während andere Landeskirchen, ich erinnere nur an Sachsen und Schwaben, seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts längst ihre Geschichtsschreiber gefunden haben. Vielleicht hängt dieser Mangel damit zusammen, daß die Führer der Hamburger Kirche meist „Ausländer" aus dem Reiche gewesen sind, die sich erst in die Eigenart ihrer neuen Heimat einleben mußten. Nunmehr schenkt der aus Bayern stammende Hauptpastor an St. Michael und Präsident der Hamburger Synode Schöffel sich und uns in liebevoller Versenkung ein Bild von der kirchlichen Vergangenheit seiner neuen Heimat. Der erste Band seines auf drei Teile berechneten Werkes umfaßt auf 219 Textseiten die Zeit von der Gründung der Stadt unter den Karolingern bis zum Abschluß des Hochmittelalters. Aus Vorstudien zur Reformationsgeschichte Hamburgs ist die Arbeit entstanden, und mit dem Ausblick auf die Reformation, deren Notwendigkeit innerhalb einer aufstrebenden und nach Unabhängigkeit trachtenden bürgerlichen Kultur früher und deutlicher in Erscheinung tritt als anderwärts, schließt der erste Teil. Für dessen erste Kapitel, also für eine Zeit, für die die Quellen nur spärlich fließen, konnte natürlich kein neues Material beigebracht werden; aber das bekannte ist selbständig und umsichtig verwertet. Dabei kommt Schöffel, dem Zuge der neueren Hamburger Lokalforschung folgend, zu einer wesentlich konservativeren Haltung der Überlieferung gegenüber, als sie etwa in Haucks Kirchengeschichte zu finden ist. In den späteren Abschnitten sind indessen auch Zeugnisse aus dem kultischen und bürgerlichen Leben der Stadt mit vielem Verständnis erstmalig verwertet, wie denn überhaupt das Werk in der Berücksichtigung der allgemeinen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge und der Wandlungen der bürgerlichen Frömmigkeit unter den vorhandenen Lokalgeschichten kaum seinesgleichen haben dürfte. Es zeichnet sich zudem aus durch den lebendigen Fluß der Darstellung, die zwischen wissenschaftlicher Knappheit und homiletischer Fülle eine sehr glückliche Mitte hält. An der Art, wie der Mainfranke, den sein Lebensschicksal in den Norden geführt hat, die Geschichte einer fränkischen Kirchengründung im niedersächsischen Kulturkreis erzählt, merkt man die persönliche Beziehung zum Gegenstande. Und Lokalgeschichte muß mit solcher innerer Anteilnahme erzählt werden — ohne daß dabei die Objektivität zu leiden braucht —, weil von ihr noch mehr als von der allgemeinen Geschichtsschreibung Kräfte ausgehen, die den Menschen an den Wurzeln seines persönlichen Lebens ergreifen und darum in hervorragendem Maße bildend sind. Es ist dem Werke nur zu wünschen, daß es in Hamburg die Liebe zur Heimatkirche wecken und stärken hilft. Von der kirchengeschichtlichen Forschung aber wird es als wertvolle Leistung anerkannt werden müssen und seine Fortsetzung wird mit Spannung erwartet werden.

Wilhelm Maurer

Die Stadt der Barmherzigkeit. Bilder aus Bodelschwinghs Leben und Lebenswerk. Von A. Katterfeld. Neukirchen, Kreis Mörs, Verlagsgesellschaft 1930. 2.50 M.

Es muß genügen, auf diesen Abriß des Lebens und Wirkens Bodelschwinghs mit kurzem, warmen Wort hinzuweisen. Aber es genügt auch. Jedes Kapitel aus diesem Leben und aus diesem Buch spricht ja für sich selbst! Ein treffliches Geschenk an unser schlichtes Christenvolk.

Martin Eger

Die Seele des Gefangenen. Erfahrungen und Beobachtungen aus der Strafanstalt. Von Eivind Berggrav. Aus dem Norwegischen übersetzt von Günther Ruprecht. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1929. 140 S. 4.20, geb. 5.80 M.

Niemand, der dieses Buch gelesen hat, wird es jemals vergessen. Denn einmal wirft es alle Vorstellungen von Gefangenen und Gefängnissen um, die wir aus Zeitungen, Filmen und ähnlichen Quellen gewonnen haben. In den Gefangenen ist nicht nur Böses, sondern viel Gutes: Sehnsucht, Sinn für einander, Wille zur Besserung, Heimweh nach Weihnachten, Mutter und vor allem den Kindern, Liebe zu Tieren, Blumen und der großen, weiten Natur. Und das Gefängnis? Es geht in keiner anderen Gemeinschaft so höflich und freundlich zu wie gerade hier. — Aber größer als die Überraschung durch diese Schilderungen ist die Freude an der Macht des Evangeliums, die aus jeder Seite hervorgeht. Das Einzige, was Menschen, die gesündigt haben, wieder gewinnen kann, ist Güte und Vertrauen. Trotz der „schlimmsten Hagelschauer von Enttäuschungen", die Gefängnisleute wie die Mütter erleben, geben sie die Hoffnung nicht auf: tiefes Mißtrauen auf der Grundlage noch tieferer Hoffnung, das ist die Losung. — Der letzte Ton des Buches: die Milieuschäden, die sozialen Probleme. „Wir sind nicht besser als jene; sie haben das Böse in anderer Weise verwirklicht, vielleicht in gröberer Weise, als wir es getan haben. Aber in unsern Herzen sind wir mit ihnen verwandt. Und sie mit uns — sie haben Keime der Güte und Liebe, Reinheit und Gottessehnsucht ebenso gut wie wir. — Darum offenbart uns das Gefängnis nicht nur die Seele der Gefangenen, — sondern auch unsere eigene."

Friedrich Niebergall

Berlin Alexanderplatz. Von Alfred Döblin. Berlin, S. Fischer Verlag 1929. 529 S. 4, geb. 8.50 M.*)

Diese Geschichte des Franz Biberkopf ist zuerst in der Frankfurter Zeitung erschienen und regte manche Leser dazu an, sich darüber zu beklagen, daß man ihnen täglich zum Frühstück den Schmutz dieses verkommenen Milieus vorsetzte. Schon recht! Es gefällt den Wenigsten, eine Welt vorgestellt zu bekommen, deren Anblick sie gerne meiden. Es liegt den Menschen nicht, allzu viel Wirklichkeit, und dazu erbarmungswürdige, anzusehen. Es gibt viele, die die Bilder des George Groß' unerfreulich finden, weil ihnen die Identifikation von Kunst und Tendenz ebenso wenig gefällt, wie die Benutzung der Kunst zur Plakatierung eines Zieles. Hiervon aber kann bei Döblin nicht die Rede sein. Man kann Döblin nicht einmal mit Käthe Kollwitz vergleichen; viel eher mit Heinrich Zille, wenn man dessen Humor der Tatsachenschilderung im tiefen Ernst transponiert, der ohne anzuklagen ausspricht, was gesehen, gedacht und erlebt wird. Döblin ist Arzt; dies kann Antwort geben auf die Frage, woher ein Dichter überhaupt diese Welt kennt, und zwar so kennt, daß das, was er darüber schreibt, nicht Betrachtung, nicht Darstellung ist, sondern bis ins Detail hin ein von ihm erlebt und wenigstens miterlebt sein muß. Denn wie soll man sich erklären, daß Döblin die Gedankengänge eines Menschen so ganz glaublich und einleuchtend begreift und wiedergibt, eines Menschen, der ihm selbst recht heterogen ist. Bei den ersten zehn Seiten denkt man: Wie forciert! — dann: Wie echt! — und schließlich denkt man nichts mehr, sondern ist nur noch erschüttert. Döblin verquickt Vorgänge, Gedanken, Selbstgespräche, Zwiesprachen so miteinander, daß sie ineinander fließen. Das Bild des Franz Biberkopf und seiner Geschichte ist in kühnen, oft lauten und harten Farben gemalt, die jedoch trotz aller Kontraste harmonieren. Es ist so, wie ein Bild, das in sehr disharmonischen Farben gemalt ist; die Striche sind übereinander gepinselt, die Farben fließen ineinander; steht man direkt davor, so erschrickt man vor diesem farblichen und technischen Wirrwarr, tritt man ein paar Meter zurück, so ist es ein gewaltiges licht- und konturenreiches Gemälde, dessen Figuren plastisch, dessen Bewegungen charakteristisch sind. Man kann in Wahrheit sagen: hier hat Döblin eine neue Form der Darstellung geschaffen und durchgeführt. „Berlin-Alexanderplatz" gehört zu den interessantesten Erscheinungen moderner Literatur, und man wird dieses Buch kennen müssen, um manches künftige Werk zu begreifen, weil Döblins Roman die prosaische Dichtung beeinflussen wird.

Hans E Friedrich

Maskerade. Ein Liebesroman. Von Jo van Ammers-Küller. Deutsch von Else Otten. Leipzig, Grethlein u. Co. 1929. 360 S. 8.50 M.

Es ist das Besondere dieser holländischen Frau und Dichterin, in die tieferen Verhältnisse der Frauen- und Mädchenseelen hineinzuleuchten und damit eine lösende und in neuer Besinnlichkeit aufbauende Kritik der Zeit zu leisten. So eben auch in diesem Buche, in dem es sich um die Verhältnisse der Universitätsstadt Delft handelt, wie sie vor allem das Mädchen, die Trägerin der Handlung, erlebt, in Bezug auf Liebe und Ehe, Konventionalität und freie Selbstbestimmung und persönliches Sich-durchsetzen — die Verhältnisse der kleinen Universitätsstadt Delft in Bezug auf das gesellschaftliche Leben der Gegenwart, das, wie man es an diesem wie an allen Romanen der Dichterin merkt, krank ist und das Eigentliche des Menschen nicht zur Entfaltung kommen läßt. Also auch hier ist Jo van Ammers-Küller Anwalt der Frauen und Mädchen, die gerade heute vielfach leiden. Sie ist vor allem aber Gestalterin der Sprache und innerst seelischen Lebens, Psychologe und Philosoph, wodurch ihre Werke den Wert über unsere Zeit hinaus erhalten.

Erich Bockemühl

*

Heilige Nacht. Noch ein Weihnachtsbuch. Von A. Bertsch. Stuttgart, Quellverlag 1929. 280 S. Geb. 4.50, auch 5.20 M.

Wieder ein Buch, das dem Leiter vieler Weihnachtsfeiern Material bieten will, seine Leute zu ernstem, vertieften Besinnen auf den eigentlichen Sinn des Festes zu führen. „Rettet Weihnachten!" so ist der einleitende Aufsatz des Buches überschrieben, der mit ganzem Ernst dem Allzuviel der Vereinsfeiern usw. entgegentritt, weil er darin eine Entleerung der deutschen Weihnacht sieht. Wohl mit Recht; denn der, dem das Feiern gilt, wird vor lauter „Vergnügtsein" oft genug dabei vergessen. — Man findet viel Stoff in den zwölf Abteilungen, die von Weihnachten in der Geschichte, in der Volkssitte, in Legende, Lied, Haus und Herz, unter Kindern, unter Armen, im Gefängnis, in der Fremde, im heiligen Land, in der Mission und am Kranken- und Sterbebett sagen. Der bekannten und unbekannten Mitarbeiter sind viele. Hesselbachers Geschichte vom „Tannenbäumchen" wird man nicht so leicht wieder vergessen. Im Ganzen aber ist zu sagen, daß in diesem Buch weniger das Silberglöcklein des Christkindes erklingt, das in die Weihnachtsstube ruft, als die ernste Kirchenglocke, — mit andern Worten, daß es für den Tisch der kinderreichen Familie weniger geeignet

*) Von Redaktions wegen kann ich nicht unterlassen zu vermerken: es trifft sich gut, daß dieses Buch auf das vorhergehende folgt. Obwohl beide natürlich grundverschieden sind. Ich sehe in dem viel abgelehnten Döblinschen Roman eine ebenso starke moralische wie starke ästhetische Leistung. Aber für Jedermann ist es nicht, und Andre mögen anders urteilen. R

ist, als für den älterer, reifer Leute, und vor Allem für den des Seelsorgers, der fortwährend daran zu arbeiten hat, daß die Feiern in seinen Vereinen nicht verflachen. Helene v Dungern

Trutz Tod! Des jungen Hüneseld Werden und Weg. Von Friedrich Walter. Potsdam, Ernte-Verlag 1929. 106 S. 2.40, geb. 3.50 M.

Man möchte wohl wünschen, daß dies Büchlein zum Fest auf dem Tisch recht vieler junger Leute liege. Es wird sie ohne Weiteres fesseln. Denn Heldenverehrung ist doch heute noch — wenn auch uneingestanden — unserer 16 bis 20jährigen Jugend nichts Fremdes. Hier werden sie sehen, daß ein körperlich Schwacher noch lange kein Schwächling zu sein braucht; ganz im Gegenteil! Und sie werden weiter sehen, daß echte Frömmigkeit keineswegs, wie man doch gerne behauptet, zur Kopfhängerei führt, sondern daß sie eine sehr männliche und tapfere Sache ist, eine Quelle der Kraft in bösen und guten Tagen. Alle Leser, die irgendwie führend im BDJ (Bund Deutscher Jugendvereine) tätig sind, seien darauf hingewiesen, daß man an diesem Buch ohne Weiteres der bündischen Jugend klar machen kann, was ihre Losung bedeutet. Kein besseres Motto wüßte ich über dies Leben zu setzen, als „Fromm, Deutsch, Weltoffen!" Helene v Dungern

Immer nach Hause. Von Hesselbacher. Herborn, Oranienverlag 1929. 157 S. Kart. 2.50, geb. 3.50 M.

Hesselbacher hat immer etwas zu sagen, aber wer so viel schreibt wie er, wird nicht immer gleichmäßig Gutes geben können. Schade, daß das Buch kein Inhaltsverzeichnis hat, so daß man sich die Geschichten, oder soll man sagen Betrachtungen, aussuchen kann, die echt Hesselbacherscher Art sind. Es fehlt nicht an Perlen, aber es gibt auch minder Wertvolles, was den Kalender- oder Sonntagsblatt-Ton nicht ganz verleugnen kann, will sagen die Absicht, die „Moral" gar zu deutlich merken läßt. Freilich, Hesselbacher ist selbst schuld daran, wenn man ihn nicht unbesehen hinnimmt. Wer einmal von den „Glückskindern" erzählt hat, und so erzählt hat, wie er, hat einem den Maßstab und einen sehr hohen, für seine Bücher in die Hand gegeben. Dies Buch entspricht ihm nicht ganz. Aber ich wiederhole: Der Verfasser hat immer etwas zu sagen.
Helene v Dungern

Jugend im Schatten. Von Elisabeth Oehler-Heimerdinger. (Höhenwegbücherei.) Stuttgart, Quellverlag, Ev. Gesellschaft 1929. 112 S. Geb. 1.30, auch 1.60 M.

In lebendiger Schilderung läßt die Verfasserin vor unserem geistigen Auge ein Bild vorüberziehen aus der guten alten Zeit. Wir lernen zwei Menschen kennen, deren ganzes Sinnen nur darin besteht, sich in kleinlichen Dingen zu verzehren und ihrer Umgebung dadurch das Leben schwer zu machen. Ganz besonders wertvoll erscheint mir deshalb dieses: daß ein junges Menschenkind sich trotzdem, im „Schatten seiner Jugend", die Fröhlichkeit erhält, und es versteht, den Blick über die irdischen Nichtigkeiten zu erheben. Allen jungen Mädchen wünscht man dies Buch, besonders denen, die eine sonnenlose Jugend haben, denn von diesem Menschenkind lernen sie, Sonne in sich aufnehmen und um sich verbreiten.
Else Kurras

Sonnenschein. Micheltaler Geschichten. Von Eugen von Meinhardt. (Volkserzählungen für das deutsche Haus, Heft 3.) Berlin W 10, Verlag des Evangelischen Bundes. 108 S. 1, geb 1.50 M.

Das Büchlein hält, was sein Titel verspricht. Licht, Kraft und Wärme strahlen die originalen Gestalten einer deutschen Kleinstadt aus. Anspruchslose, aber ganz köstliche Erzählungen, zum Teil von feinem Humor. Trefflich für unsere Jugend und zum Vorlesen in Vereinen. Magdalene Eger

Unter dem wechselnden Mond. Werden, Wachsen und Welken eines kurländischen Geschlechts 4. Band: Herbststerne. Von Mia Maunier-Wroblewska. Heilbronn, Eugen Salzer. 350 S. 4.40, geb. 6 M.

Es schneiet Rosen. Weihnachtsgeschichten von derselben Verfasserin, im gleichen Verlag. 118 S. 2.20 M.

Wer die ersten Bände dieser ergreifenden Familiengeschichte des Hauses Stahl kennt, die zugleich die Schicksalsgeschichte des Baltenlandes ist, wird mit größtem Interesse nach diesem neuen Bande greifen. Bisher erschienen „Märzhoffen", „Sommersegen", „Sonnenwende". Noch zu erwarten sind „Winternot", „Osterwinde".

Die Weihnachtsgeschichten der feinen Erzählerin führen in ganz verschiedene Umgebungen und Stimmungen. „Im Weihnachtshäuschen" leuchtet in die Liebeswelt von Bethel hinein, sonst wird erzählt von einsamen Menschen, von Not und Hilfe, von tiefem Weihnachtsheimweh und auch von allerlei frohem Erinnern und Schabernack. Dora Rade

Jugendbücher aus A. Thienemanns Verlag Stuttgart

Das fünfte Rad und andere Geschichten von Else Model. Mit vier farbigen Bildern von Eduard Winkler. 152 S. 4.80 M.

Von Menschen, die als „fünftes Rad" wertvoll und segensreich sind. (Für Knaben und Mädchen von 9—12 Jahren.)

Grettir der Wolfsgenoß. In Acht und Bann auf den Eisfernen Islands. Von Leopold Weber. Mit vier farbigen Bildern von Ludwig Eberle. 112 S. 2, Ganzleinen 3 M.

Reckengeschichte für 13—16jährige Knaben.

Jürgen Wullenweber. Von Wilhelm Lobsien. Mit vier farbigen Bildern von Ludwig Eberle. 160 S. 4.80 M.

Gut erzählt. Für 10—15jährige Knaben und Mädchen.

Das Lagerkind. Von Charlotte Niese. Mit vier farbigen Bildern von Eduard Winkler. 128 S. 2 u. 3 M.

Spannende Geschichte aus dem Dreißigjährigen Krieg. Für 10—15jährige Knaben und Mädchen. Dora Rade

*

Der kleine Katechismus D. Martin Luthers. Mit Bildern von Rudolf Schäfer. Herausgegeben von Gerhard Kropatscheck. Stiftungsverlag Potsdam 1929 Volksausgabe. 85 Pfg., in Mengen billiger. Geschenkausgabe geb. 2.50 M. 80 S.

Der Titel spricht für sich selbst. Die mehr als 60 Bilder und Vignetten sind schön. R

Gedenkbuch für alle Tage des Jahres. Herausgegeben von D. Curt Stage. Görlitz, Hutten-Verlag 1929. 392 S. Gebunden 4.50 M. (Demianiplatz 28. Porto 40 Pfg.)

Als ich Kind war, gab es solche Gedenkbücher. Meine Mutter handhabte täglich eines, es war von Dr. W. F. Besser aus dem Jahre 1864; von ihr vollgeschrieben bedeutet es heute ein kostbares Familienerbe für uns. Inzwischen anscheinend aus der Mode gekommen, weckt Senior D. Stage das Genre zu neuem Leben. Ein Spruch, eine Liederstrophe, ein Predigtwort und weißes Papier für jeden Tag. R

Tatchristentum. Ein Bildkalender für das evangelische Deutschland. 1930. Breklum, Christliche Buchhandlung Hermann Jensen. 1.80 M. Zehn Stück 1.60 M.

Abreißkalender von D. Ihmels bevorwortet. R

Weihnachtspräludien. Von Paul Jaeger. Tübingen, J. C. B. Mohr 1929. 103 S. 2.80 M.

Zu seinen Weihnachtsgeschichten legt der Unermüdliche nun auch noch dieses Büchlein, klein, aber von gutem Gewicht. In sechs Stücken: „Antwort des deutschen Weihnachtsfestes auf alle bangen Fragen des Jahres." R

Frei! 306 deutsche Gedanken und Gedichte, ausgewählt von Gerhard Merian. Verlag Gerhard Merian, Stuttgart-Degerloch. 125 S. 1.50, geb. 2.50, auch 3 M.

Das ist nun der zehnte Band der feinen „Merianbücher". Wenn sie beim Buchhändler nicht zu haben sind, so schreibe man an den Verlag. Mehr Gedanken als Gedichte. Lange Beschreibung nützt nichts, man muß selber einmal solch Büchlein zur Hand nehmen und gebrauchen. R

Lessing. Ein Selbstbildnis. Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen 1929. 140 S. Nicht im Buchhandel.

Eine ausgezeichnete, originelle Sammlung von Lessingworten. Des Sammlers Name, Hans Weichelt, ist in einem Winkel versteckt. Die Gesellschaft stellt ausnahmsweise einige Exemplare für den Nettopreis von 3.50 M. Interessenten zur Verfügung. Man wende sich deswegen an mich. R

Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von Albert Bielschowsky. Neubearbeitet von Walther Linden. München, C. H. Beck (1928). 477 und 647 S. 18, geb. 25 M.

Als uns das Werk zuging, war es das 143.—147. Tausend. Nun sind wir ihm eine Vergleichung der Fortschritte schuldig, die es dem neuen Bearbeiter verdankt. Wenigstens dieser Hinweis sei ihm vor dem Fest gewidmet. Es ist das Familienbuch über Goethe. R

Kaiser Friedrich III. Tagebücher von 1848—1866. Einleitung und Ergänzungen von Heinrich Otto Meisner. Leipzig, K. F. Köhler 1929. 620 S. Geb. 10 M.

Gladstone als christlicher Staatsmann. Von Rudolf Craemer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1930. 512 S. Geb. 14 M.

Johann Sebastian Bach. Eine Biographie. Von Charles Sanford Terry. Mit Geleitwort von D. Karl Straube. Leipzig, Inselverlag (1929). 55 Bildtafeln. 396 S. Geb. 15 M.

Besprechungen im nächsten Jahr. R

Das Werden des deutschen Volkes. Von Walther Classen. 1. Band: Das Werden des deutschen Volkes. 2. Band: Von der Mitte des jungen Europa 1250—1703. 3. Band: Dichter, Fürst und Werkmann unter den Völkern 1703—1890. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt (1925). Zehntes bis Fünfzehntes Tausend. Zweite durchgearbeitete und ergänzte Auflage. Viele Bilder. 50b, 491, 572 S. Je 12 M.

Eintritt des Christentums in die Welt. Der Sieg des Christentums auf dem Hintergrunde der untergehenden antiken Kultur. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1930. 433 S. 1 Karte. Geb. 12 M.

An jenes monumentale Werk läßt unser Mitarbeiter und Marburger Ehrendoktor in letzter Stunde vor Weihnachten noch eine Geburtsgeschichte des Christentums folgen. R

Die deutsche Mark von 1914—1924. Von 1 Mark bis 100 Billionen. Nürnberg, E. Schuster, Philatelistischer Verlag, Gabelsberger Gasse 62. 7. Auflage. 9 S. 1 M.

Photoheft sämtlicher deutscher Reichsbanknoten, Reichskassen- und Darlehnskassenscheine der Vorkriegs-, Kriegs- und Inflationszeit, der Briefmarken des Reichs von 1914—1924, mit allen Nebenausgaben, Provisorien und Dienstmarken. Meminisse iuvabit! Ein schmerzliches, hochinteressantes Museum jüngst vergangener Tage. R

Alle Jahre wieder. 8 Scherenschnitte von Renate Drude. Leipzig, Gustav Schloeßmann. 1 M. Weihnachtspostkarten.

Liebe alte Weihnachtslieder. Ausgewählt und mit der Schere geschnitten von Tilla Streckewald-Ebhardt. Braunschweig, Hellmuth Wollermann (1929). 27 S. 2.80 M.

Tilla Ebhardt hat uns einmal durch die schönen Scherenschnitte zur „Hexe, die eine Heilige war" überrascht. Wir und viele Andre haben unsre Freude daran gehabt. Nun gibt sie uns als Frau Streckewald-Ebhardt dieses Fest- und Feier-Büchlein. Sie ist doch eine Künstlerin. R

Vom Grund bis zu den Gipfeln. 6 Holzschnitte nach Eichendorffs Gedichten von Karl Hennemann. Neumünster i. H., Christophorusverlag. 2.50 M.

Große Blätter, sehr schön. Die Gedichte mit gedruckt jedes auf besonderem Blatt. R

Landestagung der norwegischen Pfarrervereine

Fünf Tage lang (Ende Oktober) haben etwa 275 norwegische Pfarrer in Oslo getagt. Alle zwei Jahre kommen die norwegischen Pfarrer aus allen Teilen des Landes zu solchen gemeinsamen Beratungen in einer der größeren Städte zusammen. Viele müssen dazu Reisen unternehmen, von deren Länge man sich in Deutschland kaum eine Vorstellung machen kann. Die Pfarrer aus Nordnorwegen haben vier bis sechs Tagereisen teils zu Schiff, teils mit der Eisenbahn zurückzulegen. Bekanntlich ist die Entfernung vom Nordkap bis zur Südspitze Norwegens ebenso groß wie von Südnorwegen nach Neapel. Zum Teil hatten die Pfarrer ihre Frauen mit, und die norwegischen Pfarrfrauen hielten gleichzeitig eine allerdings kürzere Tagung ab.

Die riesigen Abstände, in denen die norwegischen Pfarrer oft in völliger Einsamkeit von einander getrennt wohnen, machen diese Zusammenkünfte besonders wichtig und wertvoll. Für viele bedeuten sie eine langersehnte Gelegenheit, ein seltenes Mal mit Amtsbrüdern und mit dem geistigen Leben der Nation in Fühlung zu kommen. Zwar gibt es außer den Landesversammlungen noch Tagungen der Propstei-Pfarrvereine, die auch mehrere Tage dauern, aber eben auch der großen Entfernung wegen nur einmal im Jahre abgehalten werden.

Die Teilnehmer an diesen Pfarrkonferenzen sind keine Delegierten, es kann kommen wer will. Auch ist die Landesversammlung der norwegischen Pfarrer keine irgendwie gesetzgebende Körperschaft. Doch haben ihre Beschlüsse auf die Leitung der Kirche, die ja ausschließlich in den Händen der Staatsregierung bzw. des Kultusministeriums liegt, einen gewissen Einfluß. An den Verhandlungen nahmen die sämtlichen sieben Bischöfe des Landes und eine große Anzahl Pröpste (Superintendenten) teil.

Aus den behandelten und verhandelten Gegenständen bekommt man ein Bild davon, welche Fragen zur Zeit die norwegische Kirche besonders bewegen. Das lebhafteste Interesse fand ein Vortrag über „Seelsorge und Psychoanalyse". Schon seit Jahren beschäftigt man sich hier stark mit der Frage, inwieweit die Psychoanalyse zu einem Ausbau der Seelsorge verwendbar ist. Sodann gab der nördlichste und jüngste Bischof des Landes, der auch in Deutschland bekannte D. Berggrav, einen Überblick über die Arbeiten der vor einiger Zeit eingesetzten Kommission zur Prüfung der Gottesdienstordnung und zum Ausbau der Liturgie. Die norwegische Kirche hat vor einigen Jahren eine neue Agende bekommen, mit der jedoch vielfach Unzufriedenheit herrscht. Es wird daher über kurz oder lang eine Veränderung vorgenommen werden. Der norwegische Pfarrer ist für den Hauptgottesdienst (die Hochmesse) ganz streng an die Landesagende gebunden.

Eine sehr starke Diskussion erregten zwei Vorträge zu dem Thema „Christentum und Krieg". Genau die Hälfte der abstimmenden Pfarrer waren gegen eine von der Friedensgruppe eingebrachte Resolution, weil sie befürchteten, daß eine Friedenskundgebung der Pfarrer die namentlich von den Sozialisten stark unterstützten Tendenzen auf Abrüstung im norwegischen Volke gefährlich verstärken würde. Infolgedessen wurde überhaupt keine Resolution angenommen, was in den Zeitungsreferaten keinen sonderlich guten Eindruck machte.

Aus der Erörterung der Frage: Wie kann man im Kirchenvolk das Interesse für die Sakramente beleben? ging hervor, daß es mit dem Verständnis hierfür auch in Norwegen nicht sonderlich bestellt ist. Für uns Deutsche war die Tatsache überraschend, daß in der norwegischen Kirche vielfach Abendmahlsfeiern ohne vorhergehende Beichte stattfinden. Es hat dies seinen Grund vor allem in einer starken Opposition der Gemeinschaftskreise gegen die vom Pfarrer ausgesprochene Absolution.

Es wurden dann noch Vorträge gehalten über Ehe und Familie, eine Frage, die auch die öffentliche Meinung in Norwegen in den letzten Jahren lebhaft beschäftigt hat, über Barth's Dogmatik, neue norwegische Choraldichtung und Anderes. Ein wohlgelungenes Fest, das der Osloer Pfarrerverein veranstaltete, war von 350 Pfarrern und Pfarrfrauen besucht.

Sehr bedeutungsvoll war das Ergebnis der Wahlen der Pfarrervereinsvorstände für die einzelnen Bistümer und das ganze Land. Es wurden vornehmlich Pastoren der theologischen Mitte gewählt, ein sicheres Zeichen dafür, daß die Schärfe der Richtungskämpfe, die noch vor einigen Jahren die norwegische Kirche fast auseinanderzusprengen drohten, wesentlich abgenommen hat. Vertreter der unversöhnlichen Kampfesrichtungen sind überhaupt nicht gewählt worden. Soviel ich höre, waren von orthodoxer Seite Bestrebungen im Gange, Richtungsstreitfragen vor die Pfarrkonferenz zu bringen, aber die Versuche mißglückten völlig.

In diesem Zusammenhang verdient erwähnt zu werden, daß sich vor kurzem die sogenannte Fortschrittsgruppe der Pfarrer aufgelöst hat. Sie war vor etwa 20 Jahren zur Abwehr der Angriffe auf die liberale Theologie begründet worden. Wenn man sie jetzt wieder aufgelöst hat, so liegt der Grund nicht nur in der geringen Beteiligung, sondern in der Hoffnung, dadurch zur Beruhigung der Gegensätze beizutragen. Man hatte nämlich fälschlicherweise diese Gruppe als eine Kampforganisation aufgefaßt. Ein Antrag aus den Kreisen des „bekenntnistreuen Bruderkreises norwegischer Pfarrer", nunmehr in diesem Namen das bekenntnistreu zu streichen, ist allerdings abgelehnt worden, und es bleibt abzuwarten, ob auch die altgläubige Gruppe künftighin weniger streitbar auftritt.

Es ist schwer zu sagen, ob dieses Abflauen der Richtungsgegensätze seinen Grund in Streitmüdigkeit oder in einem Abnehmen des dogmatischen Interesses hat. Augenscheinlich ist auch zwischen den beiden Richtungen, soweit wenigstens die Wissenschaft in Betracht kommt, eine weitgehende prinzipielle Übereinstimmung in den Forschungsmethoden erzielt. Von den Studenten der Theologie höre ich gelegentlich, daß dogmatische Differenzen zwischen den Studenten an der (liberalen) Fakultät der Universität und an der seinerzeit im Gegensatz zu dieser gegründeten (orthodoxen) Gemeindefakultät nicht mehr bestehen. Ich habe den Eindruck, daß neben dem Wunsch, die Kirche durch Beseitigung der Richtungsstreitigkeiten zu stärken, auch eine Zunahme mehr praktischer seelsorgerischer Interessen und rein religiöser Einstellung mitspricht.

Beneidenswert ist das Interesse, das hier die Tageszeitungen einer solchen Pfarrertagung, wie überhaupt den kirchlichen Dingen entgegenbringen. In spaltenlangen Artikeln, zum Teil mit großen Überschriften auf der ersten Seite berichten die großen führenden Blätter mit Ausnahme der sozialistischen und kommunistischen. Redakteure und Einsender ergreifen dann hinterher gerne noch das Wort zu den behandelten Fragen. Die Kirche ist eben in Norwegen noch ein das Volksleben und Volksinteresse beherrschender Kulturfaktor.

Gleichzeitig mit der Landesversammlung norwegischer Pfarrer fand eine Sitzung der sieben Bischöfe des Landes statt. Eine solche wird alle zwei Jahre vom Kultusministerium einberufen zu wichtigeren Sachen. Diese Einrichtung, daß die Bischöfe des Landes dem Kultusministerium in der Regierung der norwegischen Staatskirche zur Seite stehen, ist verhältnismäßig jung. Schon lange allerdings hatte sich die Gewohnheit eingebürgert, daß vom Kultusministerium schriftliche Äußerungen der Bischöfe zu schwebenden Verwaltungsfragen der Kirche eingeholt wurden. 1917 führte dann der Kultusminister Lövland Zusammenkünfte der sämtlichen Bischöfe in der Hauptstadt in zweijährigen Zwischenräumen ein. Zum Teil werden die Beratungen mit Vertretern des Kultusministeriums gemeinsam geführt. Diesmal hatte das Kultusministerium der Bischofskonferenz 70 Verhandlungspunkte vorgelegt, deren Erledigung vierzehn Tage in Anspruch nahm.

Oslo Hermann Günther

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Nordisches Luthertum

Eine Einladung des Pfarrer-Vereins von Finnland, im Oktober an einem kirchlichen Kurse Vorträge zu halten, gab mir Gelegenheit, eine Reihe der nordischen Länder Schweden, Finnland, Estland, Lettland, Polen mit ihrem stark ausgeprägtem lutherischen Kirchentum zu besuchen. Die Eindrücke, die ich dabei in mannigfacher Berührung mit kirchlichen Führern, Körperschaften, Fakultäten und sozialen Organisationen empfing, fasse ich in der nachstehenden Schilderung kurz zusammen, die nicht mehr geben will als Eindrücke.

Es gibt drei ausgeprägte Typen des Luthertums: das deutsche, das nordische und das amerikanische. Wie weit sich diese drei Typen voneinander unterscheiden, wie sie zusammenklingen, ist am Lutherischen Weltkonvent dieses Jahres in Kopenhagen deutlich geworden. Eine Herausarbeitung des Gemeinsamen und des Unterscheidenden im Luthertum der Gegenwart bleibt wohl am besten diesem selbst vorbehalten. Immerhin drängen sich bei einem solchen Vergleich folgende Eindrücke auf:

Das deutsche Luthertum hat sicherlich durch seine theologische Arbeit, sein geschichtliches Bewußtsein und auch durch seine Zahl die geistige Führung.

Das amerikanische fühlt sich heute offenkundig zu der Aufgabe berufen, das europäische Luthertum aus der Not der Nachkriegszeit zu retten und vor konfessioneller Erweichung zu schützen.

Das nordische Luthertum hat wohl am treuesten die historische Kontinuität gewahrt, muß sich unmittelbar am wenigsten mit anderen kirchlichen Typen auseinandersetzen und hatte daher den prägendsten Einfluß auf das Volkstum.

Immerhin zeigt auch der Norden hierin beträchtliche Unterschiede. Man spricht von der Kirche in Schweden, von den christlichen Gemeinden in Norwegen, von den Christen in Dänemark und könnte hinzufügen: von dem christlichen Volke Finnlands.

Damit ist in knapper Weise das kirchliche Bewußtsein des Nordens wenigstens nach einer gewissen Seite hin beschrieben: das Gemeindechristentum Norwegens, in dem auch eine starke und sich scharf gegen den Liberalismus abgrenzende Gemeinschaftsbewegung Boden fand; die individualistische Aufgeschlossenheit des dänischen Kirchentums, in dem der Individualist Kierkegaard heute stark nachwirkt und in der stark eindringenden dialektischen Theologie eine Belebung, aber auch eine kirchliche Ergänzung findet. Endlich das Staatskirchentum Schwedens, das seit der Stockholmer Bewegung eine internationale Bedeutung gewonnen hat, vor allem durch die Tätigkeit seines großen Führers, des Erzbischofs Söderblom.

1. Schweden

Dieses Staatskirchentum hält seine Glieder gesetzlich und sozial viel stärker im Griff als in religiöser Hinsicht. Man kann aus der schwedischen Kirche nicht austreten, wenn man nicht angibt, in welche andere Kirche man eintritt. Der Sozialist Branting erklärte daher, zur methodistischen Kirche übertreten zu wollen, nur um dieser starken Klammer der Staatskirche zu entrinnen. Die Kirche selber empfindet diese Unfreiheit heute als ungehörig. Während ich in Stockholm war, brachte der gelehrte Bischof Billing von Västerås in der Kirchenversammlung einen Vorschlag ein, der den Kirchenaustritt erleichtern sollte. Dieses Staatskirchentum wird aber auch von anderer Seite her bedrängt. Eine wachsende national-freikirchliche Bewegung von enthusiastischem und sozial progressivem Charakter lockert ebenfalls die alte starre Verbindung zwischen Staat und Kirche. Dazu kommt die Werbearbeit des eindringenden Methodismus und Baptismus. Nach dem Schlage, den der nordische Methodismus durch die Anklage gegen einen Bischof erhielt, hat die methodistische Kirche durch Einsetzung des energischen und werbekräftigen Bischofs Wade in Stockholm eine neue Führung und Werbekraft gewonnen. Dagegen hat das nordische Luthertum wohl nichts zu fürchten von der so stark einsetzenden römischen Propaganda der letzten Jahre. In der Ablehnung dieser Propaganda machen sogar die Sozialdemokraten mit, die in Deutschland sich sonst so leicht mit dem Zentrum zu politischen Zwecken verbünden.

Man darf sich übrigens unter dem schwedischen Staatskirchentum durchaus nicht einen ungebührlichen Druck des Staates auf die Kirche vorstellen. Im Gegenteil, die Kirche besitzt in der staatlichen Gesetzgebung geradezu ein Vetorecht, das sie namentlich für kirchliche Angelegenheiten dem Parlament gegenüber geltend machen kann.

Die Kirche in Schweden ist wohl die konservativste Reformationskirche, was die Verbindung mit dem Staate, die lutherische Theologie und vor allem den Ritus betrifft.

Schweden orientiert sich theologisch durchaus an Luther. Die Luther-Forschung hat erst in jüngster Zeit wieder einen neuen Antrieb gewonnen. Gerade die lutherische Heilsgewißheit und Heilsfreude, das kirchliche Geborgenheitsgefühl widersteht in Schweden viel stärker als in Dänemark dem Eindringen der dialektischen Theologie. Nebenbei gesagt ist es äußerst interessant, die Reaktion der verschiedenen Kirchentümer auf diese Theologie in ihrem Werbezug zu verfolgen. Der dänische und der holländische Individualismus steht ihrem Einfluß heute weithin unbegrenzt offen. Gerade der kirchliche Individualismus und Subjektivismus schreit hier nach den stärkeren Bindungen dieser Theologie. In Finnland und Estland wird sie eifrig und kritisch studiert. In Schottland empfindet man sie als korrektiv gegenüber dem kontinentalen Rationalismus und Psychologismus. In England und Amerika wird sie wegen ihrer Abstraktheit wohl kaum in ihren eigentlichen Wurzeln verstanden. Die Schweiz prüft daran alles und behält das Gute. Im schwedischen Luthertum hört man Stimmen, die diese Theologie in ihrer Negation für richtig halten, aber an ihrer Position den Mangel an Heilsgewißheit und Liebe, an menschlich Konkretem kritisieren. Man zieht in Schweden vor, sich aufs neue in den alten Luther, statt in seine heutige Interpretation zu versenken.

Die lutherische Kirche in Schweden hat aus der katholischen Zeit soviel herüber genommen und bewahrt, als möglich war. Sie ist in diesem Sinne daher sowohl evangelisch als katholisch. Sie hat die apostolische Sukzession der Bischöfe — und macht sich, echt evangelisch, nichts daraus. Sie hat eine bischöfliche Verfassung, aber demokratischen Geist. Sie hat die Kanzel, die Wortverkündigung, daneben aber auch den Altar, das Wertlegen auf das Sakrament, den alten Reichtum an kirchlichen Formen und Symbolen. Kein Wunder, daß sie dadurch dem Anglikanismus als eine besondere Brückenkirche zum Kontinent hin erscheint. Die schwedische Kirche ist die einzige evangelische Kirche des Kontinents, mit der die anglikanische Kirche in eine communicatio in sacris eintreten kann. Die Kirchen laden sich gegenseitig zu ihren Bischofsweihen und andern Feierlichkeiten ein. In den reichen liturgischen Gottesdienstformen der schwedischen Kirche, die heute noch das Abendmahl „Hoegmeß“ nennt, fühlt sich ein richtiger Anglikaner zu Hause, der in den kahlen protestantischen und namentlich calvinischen Kirchen des Kontinents friert. Der Anglikaner gewinnt heute überhaupt wieder ein Verständnis für das Luthertum und hat im schwedischen Luthertum dafür den angenehmsten Lehrmeister. Dafür hat Schweden England durch Professor Briliоth, den Schwiegersohn Soederbloms, die beste Darstellung des Anglokatholizismus geschenkt.

Ein „Ökumene“, der wieder nach Stockholm kommt, — zum ersten Male seit der denkwürdigen Weltkirchenkonferenz im Jahre 1925 — besucht nicht ohne Bewegung die Stätten der Wirksamkeit dieser Konferenz, vor allem auch die Storkyrke in Stockholm wo heute eine Tafel die Erinnerung festhält. Die Konferenz hat Schweden eine neue Führerstellung in der protestantischen Welt verschafft. Sie beruht vor allem auf dem ökumenischen Zug des schwedischen Luthertums und der Persönlichkeit seines Erzbischofs. Man kann sich fragen, ob das schwedische Kirchenvolk, abgesehen von einem kleineren Führerkreis, diese Bedeutung auch wirklich versteht und das trägt, was seine Führer wollen und schaffen. Der ökumenische Gedanke hat unstreitig in Deutschland und in der Schweiz raschere Fortschritte gemacht als im nordischen Luthertum. Man kennt zum Beispiel den Widerstand des alten finnischen Erzbischofs Johannes gegen die ökumenische Bewegung. Er wird allerdings von der jungen Generation nicht geteilt, die heute den Anschluß an die ökumenische Bewegung sucht. In diesem Widerstand wirkt natürlich zum Teil auch der alte lutherische Quietismus, der nicht gerne handgreiflich wird mit den praktischen Problemen der heutigen Welt und sie lieber dem Staat und der Gesellschaft überläßt. Das Luthertum spielt in der weltweiten Auseinandersetzung über die soziale Aufgabe der Kirche die notwendige Rolle einer „Hemmung“ im Uhrwerk, die den vorwärts reißenden sozialen Drang des amerikanischen Aktivismus und seines social Gospel reguliert.

Das bedeutet nicht, daß nicht auch das Luthertum im Norden wach geworden ist für die sozialen Probleme der Gegenwart. Gerade Schweden wirkt auf diesem Gebiete direkt anregend. Die Idee des sozialwissenschaftlichen Instituts in Genf geht im wesentlichen zurück auf einen Vorschlag des Bischofs Billing von Västerås und von Elie Gounelle.

Kirchlich-soziale Probleme sind seit längerer Zeit schon in Sigtuna unter der Leitung von Dr. Manfred Björquist im Kreise der christlichen Studentenschaft studiert worden. Wie mir der schwedische Außenminister Lübeck sagte, kamen gerade aus diesem Kreise wertvolle Anregungen für die jüngsten offiziellen Versuche, in Schweden eine Verständigung zwischen der Unternehmerschaft und der Arbeiterschaft herzustellen.

Das schwedische Sozialministerium hat über diese Konferenzen zur Herstellung eines Arbeitsfriedens an Stelle des Klassenkampfes soeben eine wertvolle Schrift „Arbeitsfriedenskonferensen“ herausgegeben, die zeigt, daß die schwedischen Versuche glücklicher waren als die englischen sogenannten „Mond-Konferenzen“, deshalb, weil sie viel vorsichtiger und schrittweise vorgingen und sich zunächst beschränken auf das erzieherische Moment, d. h. auf die gründliche Orientierung der Arbeiterschaft und der Unternehmerschaft über die gegenseitige Lage, Psychologie und namentlich über die wirtschaftlichen Tatsachen, die erörtert werden

Die Kirche ist aufs lebhafteste an dieser Diskussion interessiert. Ein theologischer Kreis in Upsala beschäftigt sich unter der Leitung von Professor Arvid Runestam eingehend mit kirchlich-sozialen Fragen. Auch die schwedische Mitarbeit an der Zeitschrift „Stockholm“ zeigt, daß die sozial-ethischen Probleme auf lutherischem Gebiet nicht weniger kräftig angefaßt werden als auf Calvinischem. Man darf vielleicht geradezu sagen, daß das soziale Problem neben dem Luther-Studium und der neuen liturgischen Bewegung, auf die Professor Linderholm so anregend gewirkt hat, im Mittelpunkt der theologisch-kirchlichen Arbeit Schwedens steht. Das kirchlich-soziale Interesse wird, wie oben gesagt, auch von freikirchlicher Seite stark stimuliert.

Die Bischofs- und Synodalversammlung, vor der ich im Reichstagsgebäude sprechen durfte, zeigte sich ebenfalls stark interessiert an einer sozialen Aufgabe, die die Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen durchzuführen sucht: die Gründung einer protestantischen schweizerischen Kreditgenossenschaft. Sie wird darin unterstützt von einer Gruppe protestantischer Banquiers, die bereits eine ansehnliche Summe für die Vorbereitungen gezeichnet haben. Die Einrichtung einer solchen Kreditgenossenschaft wird im ganzen protestantischen Norden und Osten anschaulich, wo Darlehen für evangelische Werke und Anstalten auch heute noch nicht unter 12 bis 20% zu erhalten sind.

Eine schwedische Bischofskonferenz gibt eine einzigartige Anschauung, zugleich von einer autoritativen Würde des höchsten kirchlichen Amtes und von einer demokratischen und anspruchslosen Bewegungsfreiheit. Jene ist die katholische, diese die protestantische Seite am schwedischen Episkopat. Im Verkehr mit anglikanischen Bischöfen entfernt leicht „eine Würde, eine Höhe, die Vertraulichkeit“, während diese schwedischen Bischöfe immerhin etwas wissen vom allgemeinen Priestertum und vom Aufbau einer Kirche von unten, von den Gemeinden her.

Im Erzbischof Söderblom besitzt die evangelische Welt eine Führergestalt, die vielleicht in ökumenischen Kreisen, im Weltprotestantismus, in England und Amerika, ja auch auf dem Gebiet der orthodoxen Kirchen noch unbestrittener anerkannt ist als im Luthertum und in Schweden selbst. Erzbischof Söderblom ist mit-

ten in der kirchlichen Skepsis der Gegenwart ein Beweis dafür, was doch immerhin die Kraft einer großen Persönlichkeit vermag, wenn sie gesalbt ist mit einem ungewöhnlichen Maß des Geistes, wenn sie einen staatsmännischen Blick mit hinreichender Kenntnis und Energie verbindet und namentlich den Gleichmut besitzt, eine oft verständnislose Kritik unverdrossen neben sich bellen zu hören. Der schwedische Erzbischof mag als ein Exempel dienen, daß der protestantische Spiritualismus eine staatsmännische Kirchenpolitik im besten Sinne durchaus braucht und verträgt. Gewiß ist das Evangelium in der Kirche das Erste und die Kirchenpolitik das Letzte, aber eben doch etwas, was die empirische Kirche nicht entbehren kann, wenn sie sich in einer Welt bewegen muß, in der es die harten Realitäten des Rechtes, des Staates, der Wirtschaft und der kirchlichen Konkurrenz gibt.

„Erzbischof Söderblom ist eine ganz eigenartige Synthese von Gelehrsamkeit und Kirchlichkeit, von Geistigkeit und Vitalität, von freiem, kritischem Denken und ehrfürchtigem Respekt vor der Form und vor der Tradition. Seine Gesundheit steht gegenwärtig auf schwachen Füßen; aber auf einem Spaziergang, den ich mit ihm machen durfte, sprudelte er in alter Frische und Lebendigkeit Ideen und Pläne hervor, die zeigten, daß sein Geist bei aller Schwachheit des Leibes rege und am Bauen bleibt.

Genf Adolf Keller

Wöchentliche Chronik

Der Evangelische Oberkirchenrat der altpreußischen Landeskirche hat sich mit einer Kundgebung zum Landes-Buß- und Bettag an die Öffentlichkeit gewandt, in der es heißt: „Die Kirche ruft ihre Glieder auf zur verantwortungsbewußten Beteiligung am gesamten öffentlichen Leben, um christliche Grundsätze in unserem Volke zur Geltung zu bringen. Sie verlangt für jede zulässige politische Betätigung volle Freiheit der Entscheidung aus dem an Gott gebundenen Gewissen. Sie fordert für politische Auseinandersetzungen unbestechlichen Wahrheitssinn, Achtung vor der persönlichen Ehre des Gegners und Wahrung des hohen Gutes der Volksverbundenheit."

Der Berliner Bischof Dr. Schreiber hat in einer großen Versammlung ein Bekenntnis zum heutigen Staat abgelegt und dabei gesagt: „Ich stehe bejahend zum neuen Staat. Diese Einstellung habe ich aus Liebe zum Volke und zugleich aus Gewissensrücksichten. ... Das Volk hat mit überwältigender Mehrheit für die republikanische Form entschieden, und so ist die republikanische Staatsform geltendes Recht geworden, mit dem wir auch im Gewissen verbunden sind. Wir wissen, daß die gegenwärtige Reichsverfassung mancherlei Mängel aufweist, und wir haben den Willen und die Pflicht, an deren Beseitigung mitzuarbeiten; aber aus Gewissensrücksichten und aus Liebe zum Volk können wir einer Beseitigung dieser Mängel durch Putsch, durch Umsturz, durch Revolutionen niemals zustimmen."

Unter den Titeln Christliche Volkspartei, Evangelischer Volksdienst, Freie Evangelische Wahlvereinigung und anderen sind bei den letzten Kommunal- und Provinziallandtagen in Preußen, Sachsen und Hessen 17. 11. evangelische Gruppen oder Parteien mit Vorschlagslisten aufgetreten. Sie erreichten (LL 48) in Köln 1849, Hagen 2577, Düsseldorf 2759, Oberhausen 3354, Groß-Solingen 3384, Mülheim (Ruhr) 4128, Duisburg-Hamborn 6953, Gelsenkirchen-Buer 7698, Essen 8317, Dortmund 10 578, Bochum 11 183, Elberfeld-Barmen 13 156 Stimmen. Außer in Köln wurden überall Sitze errungen. „Man geht nicht fehl, wenn man vermutet, daß die Bewegung hauptsächlich von den landeskirchlichen Gemeinschaftskreisen und von den Freikirchen getragen wird." In Schneidemühl hat (EPD) der evangelische Block 15 von 35 Sitzen erobert. In Iserlohn ist er mit 12 (vorher 0) Sitzen die stärkste Fraktion des Stadtparlaments. In die Provinziallandtage von Ostpreußen und Rheinland zog er mit je 3, in Westfalen mit 6 Mandaten ein. In Wetter (Ruhr) erlangte der Christliche Volksdienst 4 von 21 Sitzen; unter den neuen Stadtverordneten ist Pfarrer Zauleck (MutChr 48). Der Christliche Volksdienst und die Christlichsoziale Reichsvereinigung (s. 17, 829 v. J.) verhandeln über Zusammenschluß.

Der weitere Hauptvorstand des Hauptvereins der Konservativen wendet sich mit einem Aufrufe an das deutsche Volk gegen das Mitwirkungsrecht des Staates bei der Besetzung der wichtigsten Kirchenämter. Niemand dürfe zweifeln, daß der Staat seinen Einfluß zu rücksichtslosem Gewissenszwang mißbrauchen würde. Alle, die mit Gottes Geboten Ernst machen wollen, werden zur Verteidigung der Religion zum heiligen Kampf aufgerufen.

Unter den 8 ersten Kandidaten der Stadtwahlliste und den je 4 ersten der 15 Kreiswahlvorschläge der Sozialdemokratischen Partei für die Kommunalwahlen in Berlin befindet sich nur ein einziger, der der evangelischen Kirche angehört, sonst außer einigen Juden nur Dissidenten. Rb 276

Die 6. Reichskonferenz der Reichssektion für Gesundheitswesen fordert die Reichssektion auf, dahin zu wirken, daß in sämtlichen öffentlichen Anstalten nur weltliches Personal beschäftigt wird. AELKZ 46

Konvertierten Lehrern ist nach einer Verordnung des preußischen Ministers der Religionsunterricht erst nach einer besonderen Prüfung an einer Pädagogischen Akademie unter Beiziehung eines Vertreters der zuständigen kirchlichen Behörde gestattet, die in der Regel nicht vor Ablauf eines Jahres nach dem Übertritt abzulegen ist. DEK

In der Sächsischen Provinzialsynode wurde ein Antrag auf Beseitigung eines Anmeldepflicht zur kirchlichen Wählerliste mit 62 gegen 56 Stimmen abgelehnt.

Die Ostpreußische Provinzialsynode richtete an alle Glieder der Provinzialkirche die Bitte, ihre Lebenshaltung möglichst schlicht und einfach zu gestalten.

Der Nassauische Landeskirchentag wählte einen Ausschuß zur Beratung des Zusammenschlusses der südwestdeutschen Landeskirchen.

In den Randgebieten von Elberfeld wechseln die lutherischen und reformierten Pastoren in Bibelstunden und Predigten mit einander ab. RefKZ 47

Die Württembergische Regierung legt den Entwurf eines Landesschulgesetzes vor, der die Auffassung vertritt, daß bis zum Erlaß eines Reichsschulgesetzes nur konfessionelle Volksschulen existieren und daß nur solche neu errichtet werden können. Für die Errichtung von Konfessionsschulen für Minderheiten soll künftig das Verlangen der Erziehungsberechtigten von wenigstens 25 Schülern maßgebend sein. AELKZ 46

Wilfred Monod weist in einem vielbeachteten Artikel in **Évangile et Liberté** vom 10. 10. 29 auf die großen Fortschritte hin, die die evangelischen Kirchen Deutschlands in den letzten zehn Jahren gemacht hätten „auf dem Wege zu einer moralischen und sozialen Anwendung des Evangeliums auf allen Lebensgebieten". Er verweist dabei auf die Teilnahme der Kirchen an der diesjährigen Verfassungsfeier. In einem weiteren Artikel vom 20. 11. zeigt er gegenüber einem Angriff von Professor Stohl (Straßburg), daß, im Widerspruch zu der Kundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses bei der zehnjährigen Wiederkehr von Versailles, die Erklärung des Stockholmer Fortsetzungsausschusses in Bern 1926 über die Kriegsschuld keinerlei politische Bedeutung gehabt habe, sondern rein religiös und moralisch gemeint sei.

Die Kongregation des heiligen Offiziums bereitet eine neue Ausgabe des Index von 560 Seiten vor; die letzte erschien 1925. DEK

In Italien ist unter dem Druck Mussolinis außer der amtlichen Zeitung des Vatikans, dem **Osservatore Romano**, fast die gesamte katholische Presse nach und nach eingegangen.

In Rumänien hat zum ersten Male eine Frau an einer orthodoxen Fakultät Theologie studiert; sie will als Religionslehrerin an Mädchenschulen wirken.

Unter Beteiligung der großen evangelischen Verbände ist ein Evangelischer Hilfsausschuß „Brüder in Not" ins Leben getreten, der in enger Fühlung mit dem gleichnamigen Reichsausschuß zu Sammlungen für die aus Rußland abgewanderten deutschen Bauern auffordert. Die Evangelische Zweigstelle für kirchliche Hilfsaktionen in Genf hat an die Evangelischen diesseits und jenseits des Ozeans einen Aufruf zu dem gleichen Zwecke gerichtet.

Die Baptisten des Tscherkisowskischen Industriebezirks verkünden die Durchführung der ununterbrochenen Arbeitswoche auch für die Kirchen durch Öffnung der Bethäuser für tägliche Gottesdienste, so daß alle Arbeiter an dem ihnen jeweilen zustehenden Ruhetage den Gottesdienst besuchen können.

Der Nationalversammlung in Angora ist ein Gesetzentwurf betr. Ersetzung des Freitags als Ruhetag durch den Sonntag zugegangen.

Der Beschluß der Generalsynode der **Presbyterian Church in the USA**, die beiden Boards zu vereinigen, wodurch die einseitige Besetzung des Seminars in Princeton, des „Gibraltars der Orthodoxie", gefährdet erscheine, hat vier der bedeutendsten Professoren von Princeton veranlaßt, ihre Entlassung einzureichen; unter ihrer Leitung ist eine neue Anstalt in Philadelphia gegründet worden. RefSchwzZ 45

Von Personen. Berufen: Professor D. Emil Balla in Leipzig nach Marburg für AT; Privatdozent Lic. Ottmar Wichmann in Halle zum Leiter des Religions-Pädagogischen Seminars in Berlin. Gewählt: Landrat Max Schramm in Wittmund zum Präsidenten des Landeskirchenamts in Hannover. Ernannt: Privatdozent F. K. Karner in Oedenburg-Sopron zum a. o. Professor. Gestorben: der Vorsitzende der Evangelischen Maatschappij D. van Wyngaarden in Amsterdam. E St

Verschiedenes

Diese Nummer ist reichlich literarisch ausgefallen. Fast lauter Artikel von Schriftstellern und Büchern. Das bringt nun Weihnachten so mit sich. Und wie viel Wertvolles trifft in letzter Stunde noch ein, das man nicht mehr bewältigen kann. Wir schließen diesmal früh vor dem Fest ab und machen frühen Jahresschluß. Aber wills Gott kommt ein neues gnädiges Jahr! R

Gedenket der aus Rußland auswandernden Deutschen!

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Soeben erschienen:

ZUR LEHRE VOM HEILIGEN GEIST

von

Karl Barth und **Heinrich Barth**

Inhalt:

Karl Barth, Der heilige Geist und das christliche Leben.
Heinrich Barth, Die Geistfrage im deutschen Idealismus.

Mk. 2.60

Die in diesem Heft vereinigten Beiträge geben zwei Vorträge wieder, die Heinrich und Karl Barth bei der reformierten Woche in Elberfeld gehalten haben. Heinrich Barth gibt in durchsichtiger Gedankenführung ein Referat über die Geschichte des Geistesbegriffes von Herder bis zu Dilthey und Eucken, das den Rahmen einer philosophischen Darlegung überschreitend zu einer wertvollen Hilfe wird, um die Gründe der gegenwärtigen Bildungs- und Kulturkrisis zu erkennen. Er schließt mit einer sorgfältigen Bestimmung der Aufgabe der kritischen Philosophie: „Den Hl. Geist zu lehren ist nicht ihre Sache, wohl aber einer Geistesspekulation in den Weg zu treten, die in ihren Konsequenzen den Geist zur gemeinen Sache macht. . . . Durch ihr wohlbegründetes Verschweigen des Geistes kann aber kritische Philosophie dazu beitragen, dem Geiste Raum zu geben."

Vom heiligen Geist, wie ihn die Schrift offenbart, gibt der zweite Vortrag Zeugnis. Karl Barth geht vor allem darauf aus, die Bedeutung der Lehre vom heiligen Geist für die christliche Ethik kund zu tun. Er beschäftigt sich eingehend mit der Frage der Gottesebenbildlichkeit des Menschen, mit dem Verhältnis von Rechtfertigung und Heiligung und der Bedeutung, die der uns als Verheißung zugesagten Erlösung für das Leben der Christen als Kinder Gottes zukommt. Da die Ausführungen auf der einen Seite ganz in die Diskussion der gegenwärtigen Theologie hineingestellt sind, auf der andern Seite auf Luther und Augustin begründet werden (der größte Teil der zahlreichen Fußnoten enthält Quellenstellen), wird die Schrift zu einem wichtigen Markstein in der Auseinandersetzung mit dem Katholizismus und der Auseinandersetzung über das rechte Verständnis der Reformation.

Chr. Kaiser Verlag München

Vor Weihnachten erscheinen folgende berühmte Drucke der Reformationszeit in Faksimileausgaben:

Ein betbüchlin · mit
eym Calender vnd Passional / hübsch zu gericht,

Marti. Luther.

Wittemberg. M. D. XXIX. Gedrückt zu Wittemberg / durch Hans Lufft. M. D. XXIX

In zweifarbigem Faksimilenachdruck nach dem einzigen bekannten Original aus der Stadtbibliothek zu Lindau. Mit einem Geleitwort von Hauptpastor D. Th. Knolle. Diese Luthers Bemühungen abschließende Ausgabe des Betbüchlein enthält auf 416 Seiten in kräftiger schöner Schrift einen Kalender, das eigentliche Betbüchlein und das Passional.

Subskriptionspreis (gültig bis Erscheinen. Ende Nov. 1929): broschiert M. 3.60, in Pappe geb. M. 4.80, in Pergament geb. (80 nummerierte Exemplare) M. 18.—

*

Als Sonderausgabe erscheint gleichzeitig:

Martin Luther

Das Passionalbüchlein 1529

Fünfzig prächtige Holzschnitte eines unbekannten Meisters, das Leben Jesu (nicht etwa nur die Leidensgeschichte!) darstellend, die Luther mit Worten aus der Schrift zusammengestellt und herausgegeben hat „allermeist umb der kinder und einfeltigen willen / welche durch bildnis und gleichnis besser bewegt werden / die Göttlichen geschicht zu behalten / denn durch bloße Wort oder lehre."

112 Seiten in Pergament-Umschlag M. —.90
Ausführlicher Prospekt kostenlos

Der Bärenreiter-Verlag zu Kassel

Kirchenrat Kübel, Frankfurt, schreibt:

„Soeben habe ich – in einem Zuge – Macchioros Luther*) gelesen. Schon heute möchte ich Ihnen aber für die Gabe danken, die Sie uns da geschenkt haben. Das ist ein hinreißendes Buch, voller Gewalt und Größe! Mehr wert, als dickbändige Lutherbiographien. – Ja, das könnte ein rechtes Volksbuch für Gebildete werden! – Die Verfasserschaft gibt dem Buch natürlich seinen besonderen Reiz. . . . Auch die Übersetzung ist gut. Erstaunlich ist auch die Fülle von Zitaten, darunter viele, die man nicht kennt. . . ."

*) **Martin Luther, ein Held des Glaubens.** Aus dem Italienischen des **Vittorio Macchioro.** Gebunden vier Mark. Leopold Klotz Verlag, Gotha.

Neue Bücher für den Weihnachtstisch 1929

Ein gegenwartsnaher historischer Roman

Grethe Auer

Bonvouloir

Ein Roman aus den Vendéekriegen
In Leinen gebunden M 8.–

Atemlos folgt man nicht nur dem persönlichen Erleben des heldenhaften Landmädchens Bonvouloir, man fühlt sich auch mitgerissen von dem Schwung jener von starken und reinen Empfindungen getragenen Erhebung. Ein historischer Stoff, der sich mit den politischen Strömungen unserer Tage auseinandersetzt. Grethe Auers epische Meisterschaft bewährt sich auch in diesem neuen Buche.

Ein neues Buch des schwäbischen Meistererzählers

Ludwig Finckh

Urlaub von Gott

Erzählung. In Leinen gebunden M 5.50

Was der reife Mann, der warmherzige Mensch und der feinsinnige Dichter in diesem Buch sagt, wird nicht ohne starke Resonanz bleiben. Es ist die Geschichte zweier Brüder, die — jeder auf seine Weise — ihre Erdensendung zu erfüllen streben. Aus den Tiefen des Volkstums geschöpft und fest im Boden der Heimat verwurzelt, bietet dieses fesselnde Buch Werte, die über den Tag hinaus hohe Geltung besitzen.

Ein Meisterwerk reifer Erzählungskunst

Josef Ponten

Seine Hochzeitsreise

Roman. Mit 9 Abbild. nach Werken von Alfred Rethel
In Leinen gebunden M 5.50

Ein Meisterwerk reifer Erzählungskunst, das das menschliche Schicksal Alfred Rethels ergreifend nahe bringt. Eine geistvolle lebendige Charakteristik läßt Menschen und Verhältnisse — deutsches Bürgertum und Roms Künstlerkolonie — zu eindrucksvollem Erlebnis werden.

Ein wertvoller humoristischer Zeitroman

Rudolf Presber

Die Witwe von Ephesus

Roman. In Leinen gebunden M 7.50

Alle guten Geister köstlichen Humors, sprühender Laune und feinsinniger Unterhaltungskunst herrschen in diesem neuen Roman Presbers. Der Zusammenklang vornehmer Menschlichkeit, warmer Herzensgüte und lächelnder Wehmut ist so wohltuend und harmonisch, daß er in vielen Herzen Widerhall finden wird.

Das Jugenderlebnis der jungen Generation

W. E. Süskind

Jugend

Roman. In Leinen gebunden M 7.50

Hier sucht sich eine Generation zum zweitenmal zu erleben, sucht nochmals all das Trübe und Zersetzende, all die Schrecken und Wirrnisse ihrer Jugend auf, um sie verstehend und begreifend zu überwinden und so endlich den furchtbaren Alb, das drückende Gespenst ihres Lebens, endgültig los zu werden. Neue Zürcher Zeitung

Die Erinnerungen des „Gottesgärtners von Santa Rosa"

Luther Burbank

Lebensernte

Mit 31 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln.
In Leinen M 8.50

Das fesselnd geschriebene Werk des Wundergärtners wird nicht nur neue Anregungen geben, es bildet auch eine genußreiche Lektüre für jeden Naturfreund. Münchener Neueste Nachr.

Es ist eines der schönsten Bücher, die ich seit langer Zeit gelesen habe. Voll glühender Liebe zur Natur, voll Güte, voll Verständnis für alles Menschliche. Hannoversch. Anzeiger

Deutsche Verlags-Anstalt / Stuttgart Berlin Leipzig

DAS BÄRENREITER-JAHRBUCH 1930

bringt nach einem Arbeitsbericht von Richard Baum eine Reihe zeitgemäßer Auseinandersetzungen mit den Problemen gegenwärtigen Lebens:

Annemarie Biebig: Der Aufbruch des Lebens und wir
Wilhelm Thomas: Freizeit und Kulturwende
Ralf von Saalfeld: Vom alten und vom neuen Singen
August Halm †: Bildender Klavierunterricht
Georg Koch: Bildung und Volk
Bruno Gutmann: Eckart der Warner
Adolf Köberle: Schuldner der Völker

Es ist nicht nur ein Spiegel, sondern auch selbständiger Träger des Verlagsgedankens. Freilich enthält es außer diesen Originalbeiträgen auch noch Leseproben aus beiden Verlagsgruppen: Musik und Buch, ferner zahlreiche Bilder, Holzschnitte, Zeichnungen, Photos und endlich eine Übersicht über die Neuerscheinungen des letzten Jahres.

132 Seiten, viele Bildtafeln . Preis 90 Pfennig

DER BÄRENREITER-VERLAG ZU KASSEL

Paul Jaeger

Weihnachts-Präludien

1929. 96 S. Kl. 8°. Steif brosch. M. 2.80

Der Fries'sche Begriff der „Ahnung"; die vorchristliche Sehnsucht nach dem soter in der denkwürdigen Inschrift von Priene; der bewußte Kampf des ehrwürdigen Germanisten Rudolf Hildebrand um die νηπιοτης (Mt. 11,25) mitten in hochgespannter Geistigkeit — als Vorbedingung der Weihnachtsfreude; die Bedeutung des »Vertretungs«-gedankens für die Christus-Erkenntnis (»Eine Weihnachtsfreude ohne Golgatha«); die »Weihnachtsphilosophie« aus dem Erlebnis des ὑψος στην, an nüpfend an Goethes Wort vom Hypsistarierglauben; die siegreiche Intuition des alten Hans Thoma in seinem »Schicksalsbilde« und endlich die Besinnung auf die »armen Leute«, — das alles klingt zusammen.

★

Arnold Meyer

Das Weihnachtsfest

Seine Entstehung und Entwicklung. Mit 1 Tiefbild, 1 Abbildung im Text und 7 Tafeln. *1913. Nur geb. M. 3.—*

★

Friedrich Niebergall

Die moderne Predigt

Kulturgeschichtliche und theologische Grundlage. Geschichte und Ertrag. *1929. M. 9.—, geb. M. 11.—*

Scheint sich die »Moderne Theologie« dem Ende ihrer Geltung zuzuneigen, so ist es an der Zeit, das Fazit ihrer Wirksamkeit zu ziehen. Das tut der Verfasser in bezug auf die Predigt, wie er vor fast 30 Jahren den Ruf »Wie predigen wir dem modernen Menschen?" erhoben hatte Über hundert Predigtsammlungen werden analysiert und beurteilt, eingeteilt nach ihrem Verhältnis zu dem modernen Geist und Predigtideal.

Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Soeben erschienen:

Alfred de Quervain

Gesetz und Freiheit

Eine Zwiesprache mit dem römischen Katholizismus der Gegenwart

VIII und 280 Seiten gr. 8°
Geheftet M. 9.80, gebunden M. 11.80

Unter klarer Betonung des Unterschiedlichen werden Inhalt, Form und Gehalt der beiden christlichen Kirchen herausgearbeitet. Damit will das Buch das engere Vertrautwerden mit dem Eigenen, das nähere Verstehen des Anderen fördern. Des Verfassers umfassendes Wissen bewahrt ihn davor, den eigenen Standpunkt einseitig zu betonen, läßt ihn aber auch die andere Gefahr vermeiden, den Katholizismus zu idealisieren. In 3 Abschnitten: Natur und Gnade, das Gesetz, die Kirche werden die Grundlagen evangelischen und katholischen Glaubens sich gegenübergestellt. Als Ertrag einer wissenschaftlichen und einer persönlichen Erfahrung ist es ein Werk, das die ganze Christenheit angeht.

★

Dr. Edmund Mugler

Gottesdienst und Menschenadel

Die sittliche Idee im Kampfe um ihre Selbstbehauptung innerhalb der israelitisch-jüdischen und christlichen Religionsgeschichte.

Band III: **Das Judenchristentum und Paulus**

176 Seiten gr. 8°
Brosch. M. 4.50, gebunden M. 6.—

Die erzieherische Frage der Freiheit und der gesetzlichen Gebundenheit wird in diesem Bande klar und gründlich behandelt.

Früher erschienen:

Band I: **Die israelitische Volksreligion und die Propheten.** VIII, 156 Seiten gr. 8°.
Brosch. M. 4.50, gebunden M. 6.—

Das Stuttgarter Neue Tagblatt schreibt: Das Bild des Kampfs der Ideen ist so anschaulich und von dem echten Pathos des eigenen, durch und durch ethischen Glaubens erfüllt, daß man die Darstellung warm empfehlen kann, zur Vertiefung unserer Kenntnis der Geschichte wie zur ernstesten Prüfung unserer eigenen Religion und Lebensanschauung.

Band II: **Die pharisäische Gesetzesreligion und Jesus.** IV, 156 Seiten gr. 8°.
Brosch. M. 4.50, gebunden M. 6.—

Die pädagogische Schwartz'sche Vakanzen-Zeitung schreibt: Interessant, klar und überzeugend, streng wissenschaftlich und doch leicht verständlich hat Mugler Pharisäertum und Jesuslehre ins rechte Licht gerückt. Erschütternd wird der tödliche Kampf Jesu für die sittliche Idee gegen die Pharisäer dargestellt.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz) Stuttgart

Ferienfahrt nach den Bibelländern.

Grosse Orientreise: Palästina, Syien, Aegypten.
Dauer 27 Tage.

Direkte Palästinareise: Judäa, Samaria, Galiläa.
Dauer 20 Tage.

Ab München am 23. April 1930.

Sachkundige deutsche Führung. Beschränkte Teilnehmerzahl.
Ruhige Abwicklung des Programmes.

13 volle Tage in Syrien und dem Heiligen Lande, 4 Tage in Aegypten, 10 Tage auf dem sonnigen Mittelmeer. Bei der direkten Palästinareise 7 Tage im Heiligen Lande.

Besichtigung von Plätzen geschichtlicher und biblischer Bedeutung. Die Ueberlandreisen werden in erstklassigen Automobilen ausgeführt.

Gute Hotelunterbringung und Verpflegung.
Teilnehmerpreis äußerst niedrig gehalten.

Es ist Gelegenheit gegeben einen Abstecher nach Oberaegypten zu unternehmen.

Verlangen Sie bitte ausführliche Prospekte kostenlos.

American Express Company m. b. H.
Berlin W. 8, Charlottenstraße 55. Hamburg, Bremen, München.
Eigene Büros in Jerusalem, Kairo, Luxor u. Assuan.

Wir suchen einen

Pastor

für das Staatliche Krankenhaus St. Georg (etwa 1800 Kranke) und die Staatskrankenanstalt Friedrichsberg (Irrenanstalt, etwa 1800 Kranke). Der Pastor hat auch in der hiesigen Kirchengemeinde St. Georg in der Jugendarbeit mit tätig zu sein. Gehalt 6100 bis 11500 RM, auswärtige Dienstjahre werden angerechnet. Meldungen von Geistlichen, grundsätzlich nicht über 35 Jahre alt, möglichst sofort erbeten.

Der Kirchenrat der Evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate,
Hamburg 1, Bugenhagenstraße 23.

Universität Bern.

An der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Bern wird infolge Todesfall die ordentliche

Professur für neutestamentliche Wissenschaft

auf Beginn des Sommersemesters 1930 zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Besoldung nach Dekret. Nähere Auskunft erteilt die unterzeichnete Amtsstelle.

Anmeldungen sind unter Beifügung der bisherigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen des Bewerbers bis 25. Januar 1930 an die Unterrichtsdirektion des Kantons Bern zu richten.

Bern, den 2. Dezember 1929.

Der Direktor des Unterrichtswesens des Kantons Bern:
Rudolf, Reg.-Rat.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18–30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Wir haben über die vorliegende Frage schon viele Schriften gelesen, aber keine hat uns so voll und ganz befriedigt wie diese. Das Buch ist ein ernster Versuch, die Religion und Ethik Goethes für den Protestantismus recht fruchtbar zu machen und der drohenden Erstarrung der evangelischen Kirche entgegenzuwirken. Der Bund, Bern

*

Goethe und Christentum

Von **Wilhelm Fliedner**

Die Religion und Ethik Goethes und der Hauptvertreter des Christentums

Preis vier Mark

Leopold Klotz LK **Verlag Gotha**

Luthers Vorlesung über den Hebräerbrief

nach der vatikanischen Handschrift

Lateinische Ausgabe von Prof. D. Emanuel Hirsch und Lic. Prof. Hanns Rückert. 1929. Geh. M. 15.—, geb. 17.—.

Deutsche Ausgabe von Erich Vogelsang, Lic. theol. (Erscheint im Januar 1930) **Subskriptionspreis, wenn sofort bestellt, geb. M. 6.—,** erlischt am 31. Dezember 1929. Der Preis beträgt dann etwa M. 8.—

Ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Lutherforschung.

WdG **Walter de Gruyter & Co., Berlin W. 10,**
Genthiner Straße 38.

Den neuen Roman erwarten

ungeduldig „Westermanns Monatshefteleser". Die kommenden Hefte werden noch schöner und noch reichhaltiger und sind trotzdem weiter für 2 M. erhältl. Jeder geistig Regsame liest

Westermanns Monatshefte

die in einer vorzüglichen Geschenkzusammenstellung von vier Heften jetzt überall erhältlich sind

Gutschein für ein Probeheft
im Werte von 2 M. bei Einsdg. mit 30 Pf. für Porto an den Verlag von Westermanns Monatsheften, Braunschweig

Name u. Adresse: .....

Wunderv. **Legenden-, Märchen-** und **Tier-Bücher** für Kinder und Erwachs. zu **Weihn.** Prosp. gratis!
Neu-Sonnefelder Jugend
Heppenheim, Bergstraße.

Zu verkaufen: **Christliche Welt,** Jahrgang 1—16 hübsch gebunden, 17—28 ungebunden. **Chronik der Christl. Welt,** Jahrg. 1892—1914 ungeb. **Marburg a. L.,** Roserstr. 31

Einbanddecken

für den 43. Jahrgang in bekannter Ausführung
Halbleinen M. 1.50 zuzügl. 40 Pf. Porto bei direkter Zusendung.
Gotha
Leopold Klotz Verlag.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Ausland fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 4. Januar 1930

Dieser Nummer liegen Prospekte folgender Firmen bei: **J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig; Neu-Leben-Verband, Freiheit-Osterode; J. F. Steinkopf Verlag, Stuttgart** und **Unitätsbuchhandlung Gnadau.** Um Beachtung wird gebeten.